Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.



„Ich frage euch zum letztenmal, ob ihr euch packen wollt, ihr Memmen?"
(S. 29.)

Universal-Bibliothek für die Jugend.

Der Fährtensucher

oder:

Auf der Jagd nach dem Prärieräuber.

Eine Erzählung aus Wald und Prärie.

Nach Gustave Aimard

für die deutsche Jugend bearbeitet

von

A. H. Jogowitz.

Mit sechs Abbildungen
von Fritz Bergen.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Sämtliche in die „Universal-Bibliothek für die Jugend“ aufgenommenen Werke sind von bewährten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt, resp. bearbeitet.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

In verzweifelter Lage.

Mexiko ist das Land der Unruhen. Seit seiner Unabhängigkeitserklärung ist es durch zweihundertneununddreißig Revolutionen erschüttert worden. Mexiko ist aber auch das Land der Wunder, denn nicht leicht ist irgendwo der Boden so üppig, das Klima so gesund, die Gegend so prächtig. Leider hat dies auch seine schlimme Seite. Eben wegen seiner bevorzugten natürlichen Lage ist das Reich der Zielpunkt gemeinschaftlicher Wünsche geworden, und namentlich sind es die Nordamerikaner, welche ihren Nachbarn im ewigen Wettbewerb ihr Eigentum streitig machen. Zur Zeit zogen ganze Trupps von Auswanderern, den Rifle (Büchse) über der Schulter, das Beil in der Hand, nach dem Süden, ohne sich durch Berge, Urwälder, Wüsteneien oder Ströme aufhalten zu lassen. Nicht ohne Verwunderung konnte man diese Leute, gewissermaßen als die Pioniere einer neuen Zivilisation, sich bemühen sehen, den fremden Landstrich mit ihrem eigenen Völkerstamme zu kolonisieren. Sie scheuten sich auch gar nicht, die Einheimischen, wo es anging, mit Gewalt zu verdrängen. Wie es der indianischen Bevölkerung, die sich nunmehr in den unermeßlichen Einöden am Rio Gila, Del Norte und Colorado festgesetzt hatte, durch die spanischen Eindringlinge ergangen war, so schien es jetzt diesen ergehen zu wollen. Es ist selbstverständlich, daß das gesetzlose Vorgehen der Fremden die Mexikaner aufs höchste erbitterte, und daß sie alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel anwendeten, um ihnen möglichst zahlreiche Hindernisse in

den Weg zu legen. Das änderte aber an der Sache nicht viel, und die Folge war nur ein gesteigerter Rassenhaß, der früher oder später zu fürchterlichen Ausbrüchen führen mußte.

Unter den mexikanischen Grundbesitzern, welche zum Besten des Vaterlandes die größten Opfer zu bringen beschlossen hatten, befand sich einer, der sowohl wegen seines Reichtums als wegen seiner bedeutenden geistigen Fähigkeiten einen mächtigen Einfluß auf seine Landsleute ausübte. Es war dies Don Miguel Zarate, ein Mann, der in gerader Linie von Akamaritzin, dem ersten König von Mexiko, abstammte, in dessen Adern also, obwohl er anscheinend ein Weißer war, indianisches Blut rollte. Als Besitzer großartiger Ländereien und eines fürstlichen Vermögens lebte er nur zum Schutze der Unterdrückten, und diese zollten ihm dafür eine Ehrfurcht, die fast an Vergötterung grenzte. Wie alles in der Welt, war freilich auch diese seine Uneigennützigkeit der Anfeindung unterworfen; aber der Neid hatte ihm bislang nichts anhaben können, und er behauptete seine stolze Unabhängigkeit.

Don Miguel besaß zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die zur Zeit unsrer Erzählung im Alter von vierundzwanzig und siebzehn Jahren standen. Donna Klara war das lieblichste Geschöpf, das man sich vorstellen kann. Ihre großen schwarzen, von seidenen Wimpern beschatteten Augen, ihre zarte Stirn, der lächelnde Mund und die blühenden Wangen waren verschönt durch einen Ausdruck von Sanftmut und Herzensgüte, welcher ihr alle Herzen zuwandte. Der junge Don Pablo dagegen stellte sich dem Auge dar als ein hochgewachsener Jüngling mit kräftiger Gestalt, charakteristischen Zügen und jenem Blicke, der Stolz und Wohlwollen zugleich verrät. Als Jäger, Pferdebändiger und Waldläufer war er allgemein bekannt, und man wußte, daß er, wenn er auf einem guten Pferde saß und seinen Rifle bei sich hatte, keinen Feind, ob Mensch oder Tier, scheute.

Die Familie Zarate war zu jener Zeit sozusagen die Herrscherfamilie von Neu-Mexiko. Das Glück, dessen sie sich erfreute, wäre auch ein ungetrübtes gewesen, wenn nicht plötzlich ein Ereignis stattgefunden hätte, das mit schwerem

Druck die Gemüter belastete und ein ungewohntes Gefühl der Unsicherheit, des Unbehagens in ihnen hervorrief.

Zum Verständnis dessen ist es notwendig, auf die näheren Umstände einzugehen.

An einem schönen Nachmittag des Monats Mai, den die Indianer Wabigon Kisis, d. i. den „Blumenmonat", nennen, ritt ein Mann auf einem feurigen halbwilden Pferde durch die Apacheria, die ungeheure Einöde, welche aus den unbebauten Ebenen von Chihuhua, des Bolson von Mapimi und des Gilaflusses zusammengesetzt ist. Der Fremde hatte eine stämmige Gestalt, scharfgeschnittene Züge und trug den an der Grenze gebräuchlichen malerischen Anzug. Ein Dolman von grünem Tuche lag über dem gestickten Batisthemd, dessen Kragen sichtbar und durch einen Brillantring geschlossen war, eng an seinem Oberkörper an. Kurze Hosen von demselben Stoffe, mit Silbertressen und Knöpfen besetzt, wurden über den Hüften von einem rotseidenen, mit goldenen Fransen verzierten Gürtel festgehalten und ließen, da sie bis auf die Mitte des Schenkels geschlitzt waren, die freie Untergewandung sehen. Ein gepreßter Streifen braunen Leders lief vom Knie an den Beinen abwärts; goldene Sporen klirrten an den Fersen. Die von Perlen und verschiedenem Zierat flimmernde Manga (Mantel) hing am Rücken nieder, durch ein feines Silberkettlein an der Schulter befestigt, und ein breitkrempiger umschnürter Filzhut schützte den Kopf vor den glühenden Sonnenstrahlen. Auch die Schönheit des Pferdes wurde durch ein reiches Geschirr auf das Vorteilhafteste hervorgehoben. Der rote Sattel, welcher mit massivem Silber umsäumt war, die maurischen Steigbügel, die feingearbeiteten Pistolen in den Satteltaschen, die prächtige damascierte Büchse, alles bewies, daß deren Eigentümer den besten Ständen angehören mußte. Und das war in der That der Fall, denn der oben Beschriebene war kein andrer, als Don Miguel Zarate.

Eben jetzt hatte er sich über den Hals seines im vollen Lauf befindlichen Tieres gebogen und jagte dahin, ohne die Landschaft, die wohl als eine der großartigsten und anziehendsten bezeichnet werden konnte, nur eines Blickes zu würdigen. Seine Eile war freilich begreiflich — er kehrte

gerade von einem wochenlangen Besuch zurück, den er auf einer seiner vielen weitentlegenen Haziendas abgestattet hatte. Sein nächstes Ziel war El Paso del Norte, jene älteste Niederlassung des neuen Mexiko, deren Gründung noch in das sechzehnte Jahrhundert hineinfällt; von hier wollte er sich nach der Besitzung begeben, wo seine Familie lebte.

El Paso hat seinen Namen von einer Furt (Paso), die durch den Rio del Norte führt. La Plaza oder das Dorf des Paso befindet sich am Eingang des Thales; am entgegengesetzten Ende ist das Präsidio de San Elezario. Der ganze dazwischenliegende Raum umfaßt die eigentliche Ansiedelung, und diese ist von Gärten und Weinbergen umgeben. Eine Meile oberhalb des Durchganges ist der Fluß gedämmt und das Wasser desselben in einen Kanal geleitet worden, der durch das Thal hindurchführt.

Don Miguel befand sich vielleicht noch vier bis fünf Meilen von diesem Orte, und da er fürchtete, sein Ziel nicht mehr vor Einbruch der Nacht zu erreichen, trieb er trotz des ohnehin schnellen Rittes sein Pferd immer wieder von neuem an. Eben war er im Begriffe, sich in ein Dickicht von Silberpappeln zu vertiefen, das er durchreiten mußte, um zu dem Uebergang zu gelangen, als er plötzlich seitwärts im Gebüsch ein Geschrei vernahm, welches — dies konnte er deutlich unterscheiden — mit einer Art Grunzen vermischt war. Sogleich hielt er an, und da ihm der unerwartete, eigenartige Lärm vollkommen unerklärlich schien, beugte er sich vor, um zu sehen, was da vorgehe. Es war indessen dem Blicke unmöglich, durch das Gewirr von Schlingpflanzen hindurchzudringen, die nach allen Seiten die Aussicht begrenzten. Während er noch bemüht war, sich Aufklärung zu verschaffen, bemerkte er, daß sein Pferd die Ohren zurücklegte, wieherte und nach entgegengesetzter Richtung fortdrängte.

Damit mußte es eine ganz besondere Bewandtnis haben. Der Lärm, in dem jetzt Flüche und Ausrufe des Zornes hörbar wurden, nahm immer mehr zu, so daß der Haziendero wohl einsah, daß ein Entschluß gefaßt werden müsse. In der Voraussetzung, daß ein Mensch von wilden Tieren angefallen worden und in dringender Gefahr schwebe, folgte

er dem Impulse seines menschenfreundlichen Herzens und drang, des Widerstrebens seines Rosses ungeachtet, ins Gebüsch ein. Noch aber war er keine dreißig Schritte weit gekommen, als er durch das seltsame Schauspiel, das sich ihm darbot, in Schrecken und höchste Verwunderung versetzt wurde.

Ein zerfleischtes Pferd lag, von sechs bis acht Bisamschweinen umringt, mitten in einer Waldlichtung, während ungefähr zehn andre Tiere dieser Gattung mit ihren Hauern gegen einen Baum Sturm rannten, auf dessen höchsten Zweig sich ein Mann geflüchtet hatte. Die Lage dieses Mannes war eine hoffnungslose, denn seine Bedränger schienen entschlossen zu sein, für keinen Fall von der Stelle zu weichen. Beharrlich liefen sie um den Baum, stürmten immer wieder gegen den Fuß desselben, und erst, als sie die Fruchtlosigkeit ihrer Anstrengungen einsahen, legten sie sich neben der Leiche des Pferdes, welches sie ihrer Wut bereits geopfert hatten, auf den Boden nieder. Offenbar hatten sie es, ihrem Instinkte folgend, auf eine Art Blockade abgesehen.

Die Bisamschweine oder Pekaris sind ein Mittelding zwischen den zahmen und den wilden Schweinen und werden selten höher als siebzig Centimeter. In vielen Dingen, so namentlich im Gebiß, gleichen sie dem Eber, doch sind die dünn gesäeten Borsten, mit denen ihre Haut bedeckt ist, gestreift. Wird ihr Zorn erregt, so sträuben sich diese Borsten empor, und die ganze Wildheit ihres Temperamentes entfaltet sich. In Kopf, Nacken und Schultern besitzen sie eine solche Kraft, daß nicht leicht etwas der Gewalt ihres Angriffes widerstehen kann; dazu kommt noch, daß sie eine für ihre Gestalt außerordentliche Schnelligkeit der Bewegung besitzen. Eine merkwürdige Eigentümlichkeit dieser Tiere ist der unförmliche Höcker auf dem Rücken, und dieser enthält eine moschusartige Flüssigkeit, die verdunstet, sobald sie in Aufregung geraten. Sie nähren sich von Wurzeln, Beeren, Zuckerrohr und allerlei giftigem Gewürm. Es ist erwiesen, daß sie die giftigsten Schlangen verzehren können, ohne Schaden zu leiden. Ihr Lager wählen sie sich gerne an sumpfigen Orten unweit hundertjähriger Bäume. Die

Stämme dieser alten, noch aufrechtstehenden Riesen, die manchmal eine Länge von zwanzig Metern im Umkreise erreichen, sind meistens hohl und bieten ihnen einen sicheren Zufluchtsort während der Nacht. Nach rückwärts gehend, eins hinter dem andern, begeben sich die Bisamschweine in die Höhlung und verstecken sich, um unbehelligt zu bleiben, hinter den Ranken von Lianen und wildem Wein. Ihren Feind überfallen sie stets herdenweise und kämpfen dann mit einer so unglaublichen nichtsachtenden Wut, daß selbst die stärksten, gefährlichsten Bewohner der Wüste ihre Beute werden.

Diese Tiere nun, die gewiß zu den gefürchtetsten von Südamerika gehören, waren es, welche den Unglücklichen da oben auf dem Gipfel des Baumes belagerten. Don Miguel empfand das lebhafteste Mitleiden für den Armen, dessen Lage mit jedem Augenblicke bedenklicher wurde. Wie lange konnte es dauern, so mußte er, von Hunger oder Durst getrieben, von seiner improvisierten Festung heruntersteigen, und dann war er mit unumstößlicher Gewißheit seinen Feinden verfallen! Ihn von dem sicheren Untergange zu retten, zerbrach sich der verborgene Beobachter vergebens den Kopf. Es wäre von ihm sehr unvorsichtig gewesen, die Schweine anzugreifen, denn dadurch hätte er die Wut der Tiere nur auf sich gelenkt, ohne seine eigentliche Absicht zu erreichen. Wie aber sollte er den Mann aus seiner gefährlichen Lage befreien, ohne sich selbst zu opfern? Den Gedanken, ihn ohne Hilfe zurückzulassen, wies er mit Abscheu zurück — vermöge der in der Wildnis herrschenden Gemeinschaft wäre dies mit einem Morde gleichbedeutend gewesen.

Indessen drängte die Zeit. Ließ sich wirklich kein Mittel ersinnen? Seufzend stieg der Mexikaner vom Pferde. Hier stand ein Menschenleben auf dem Spiele, und sein Entschluß war daher gefaßt. Er wollte sich von seinem Tiere, dem treuen Gefährten, der ihm fast so teuer war, wie ein Freund, trennen, wollte ihn preisgeben den beutelüsternen Schweinen, um den Fremden zu retten. Indem er sich einmal zu diesem schweren Opfer entschlossen hatte, war er auch zum Handeln bereit. Er schirrte das Roß ab und zwang es,

trotz seines hartnäckigen Widerstandes, bis an den Eingang der Lichtung vorzudringen, in welcher die Pekaris versammelt waren. Nur eine dünne Wand von Schlinggewächsen verbarg es noch vor den Blicken derselben. Zum letztenmal liebkoste Miguel das arme Tier, dann trieb er es rasch vorwärts.

Der Erfolg dieses Einfalles zeigte sich sogleich. Kaum hatten die Schweine das Pferd erblickt, als sie sich sogleich erhoben, sich zu einer dichten Masse zusammenscharten und ihm mit gesenktem Kopfe nachjagten, ohne weiter an ihre ersterwählte Beute zu denken. Natürlich flog das Roß, welches die Furcht vor den grimmigen Feinden zur größten Eile antrieb, pfeilgeschwind davon, alle Hindernisse über den Haufen rennend, die sich ihm boten, und in wenig Augenblicken waren die Verfolger und ihr mutmaßliches Opfer im Dickicht verschwunden.

Don Miguel hatte mit traurigen und zugleich angstvollen Blicken das Ergebnis seiner List beobachtet — er glaubte jetzt den Mann für gerettet halten zu dürfen. Nochmals schmerzlich seufzend, eilte er in die Lichtung und rief dem Unbekannten zu, ohne Zeitverlust vom Baume zu steigen. „Schnell, schnell!“ drängte er. „Wir haben keinen Augenblick zu verlieren! Wenn die Pekaris zurückkommen, sind wir beide verloren!“

Der Fremde ließ sich trotz der ausgestandenen Angst mit erstaunlicher Leichtigkeit vom Baume gleiten. Am Boden angelangt, griff er sogleich nach seinem Rifle, den er in der Hast der Flucht hatte fallen lassen. Indem der Haziendero jetzt seinen Schützling, den er bis dahin nur flüchtig angesehen, genauer betrachtete, mußte er sich sagen, daß derselbe alles, nur nichts Empfehlendes an sich hatte; er empfand sogar einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihn, über den er sich allerdings keine Rechenschaft geben konnte. Nie noch in seinem Leben hatte ihn der Zufall mit einem Manne von so finsterem und unheimlichem Aussehen zusammengeführt. Unwillkürlich schweifte sein Blick nach den Pistolen im Gürtel und nach der Machete im Stiefel. Zu Rede und Gegenrede war übrigens jetzt nicht die Zeit. Beide hatten Eile, sich von einem Orte zu entfernen, wo eben noch

der Tod gedroht hatte. Infolge ihrer genauen Kenntnis der Oertlichkeit hatten sie den Wald bald hinter sich und langten nach kaum dreistündigem Marsche am Ufer des Del Norte, gerade dem Dorf gegenüber, an. Hier blieb der Fremde stehen und richtete, zum erstenmal nach seiner Befreiung, das Wort an den Mexikaner.

„Wir müssen uns jetzt trennen, Caballero," sprach er mit rauher Stimme und unverkennbar englischem Accente. „Ehe wir aber scheiden, erlaubt mir, Euch meinen Dank zu sagen für die Großmut, mit welcher Ihr mit Gefahr Eures eigenen Lebens das meinige gerettet habt."

„Sennor, ich habe nur meine Pflicht gethan," erwiderte Don Miguel einfach. „In der Wildnis sollen die Menschen Brüder sein, und sie sind verpflichtet, einander beizustehen. Ihr seid mir keinen Dank schuldig. Jeder andre würde an meiner Stelle ebenso gehandelt haben."

„Mag sein. Doch wäre es mir immerhin angenehm, Euren Namen zu kennen, damit ich weiß, wem ich verpflichtet bin!"

„Ich heiße Don Miguel Zarate de Akamaritzin!" bemerkte der Haziendero endlich nach längerem Zögern. „Aber wie gesagt, ich rechne mir Eure Rettung nicht zum Verdienste an und wünsche, daß auch Ihr sie nur als ein Werk einfacher Menschenliebe anseht."

Als sein Begleiter sich ihm zu erkennen gab, unterdrückte der Fremde nur mit Mühe einen Ausruf des Erstaunens. Sichtlich bereitete ihm die Eröffnung keine Freude. Sich mit vielsagender Miene verbeugend, sagte er in dem dumpfen Tone, der ihm eigen war:

„Ich weiß, wie ich Eure That anzuschlagen habe, Caballero! Daß ich meine Rettung einem Akamaritzin verdanke, kann an der Sache nichts ändern. Was mich selbst anbelangt, so bin ich derselbe, den die Indianer Kitasta-Jouté, den Menschenfresser, und die Jäger und Trapper den Roten Wolf heißen. Das ist alles, was ich von mir sagen kann. Sollte ich später Gelegenheit haben, Euch nützlich zu sein, so zählt auf mich — ich werde Euch meine Schuld abzahlen!"

Bei den letzten Worten führte der Sprecher grüßend

die Hand an die Mütze, warf seinen Rifle über die Schulter und entfernte sich mit großen Schritten. Don Miguel folgte ihm eine Zeitlang mit den Augen, dann begab er sich gedankenvoll nach seiner Wohnung im Paso. Er ahnte in diesem Augenblicke sicher nicht, daß er sein Lieblingspferd nur geopfert hatte, um seinem bittersten Feinde das Leben zu retten.

Zweites Kapitel.

Die Eindringlinge im Bisonthale.

Das Gut, auf welches sich Don Miguel Zarate mit Anbruch des nächsten Tages begab, lag, einige Meilen von dem Präsidio de San Elezario entfernt, in reizender Umgebung und erhob sich in der Mitte des ungeheuren Deltas, das der Del Norte und der Teufelsfluß (San Pedro) bilden. Die Hazienda de la Noria war eines jener festen massiven Gebäude, wie sie nur die Spanier aufzuführen verstanden, als sie noch die unumschränkten Herren von Mexiko waren. In der Form eines Parallelogramms erbaut und durch steinerne Strebepfeiler gestützt, sah sie, wie die meisten Wohnhäuser an der Grenze, viel eher einer Festung als einem Landhause ähnlich. Dieser fast grimmige Eindruck wurde durch die starke Ringmauer, welche um den ganzen Komplex herumlief, und durch die vergitterten Fenster noch verstärkt. Eine herrliche Landschaft umgab das ganze Gebäude mit seinen Wirtschaftsgelassen, Ställen, Schuppen und Scheunen. Im Grunde eines Thales, das über fünfzig Meilen lang war, stiegen prächtige Kaktuswälder auf, an die sich saftige Wiesenstriche und Felder anschlossen. Der Plan zeigte sich hier und da mit Leuten bedeckt, die, wie es den Anschein hatte, eifrig ihrem Geschäfte nachgingen — es waren dies die Peones (Tagelöhner), deren Don Miguel eine große Zahl beschäftigte, da er den Bau des Zuckerrohres im großartigsten Maßstabe betrieb.

Mit beschleunigten Schritten näherte sich der Herr all dieser Besitzungen seinem Ziele. An der Schwelle des Hauses empfing ihn ein Mädchen mit schwarzem Haar und

lieblicher Gestalt — seine Tochter Donna Klara. Das zarte Wesen schien bei dem Anblick des Haziendero wie von einer Last erleichtert und erging sich in Liebkosungen, die dieser sich gern gefallen ließ. Nachdem er sie liebevoll umarmt hatte, betrachtete er sie aufmerksam, und jetzt erst fiel ihm eine gewisse Verstörtheit an ihr auf.

„Was hast du, Klara?" fragte er besorgt. „Du kommst mir so seltsam vor. Ist etwas geschehen?"

Das Mädchen schlug die Augen nieder und schwieg.

„He, wo ist Pablo?" fuhr Don Miguel fort und warf forschende Blicke um sich. „Warum kommt er mir nicht entgegen? Ist er fortgeritten?"

„Nein, Vater . . ." erwiderte Klara stockend.

„Aber ums Himmels willen, so sprich doch . . . was ist mit ihm?"

„Pablo ist krank, verwundet! Es ist jetzt fünf Tage her, daß er . . ."

Der Haziendero hörte sie nicht weiter an; hastig schob er das Mädchen beiseite, stieg schnell die Stufen empor, die in die Gemächer des Hauses führten, durchschritt mehrere Säle und trat in das Zimmer seines Sohnes. Er fand ihn bleich und matt auf seinem Bette. Als der junge Mann den Eintretenden erblickte, streckte er ihm trübe lächelnd die Hand entgegen.

„Was ist das für eine Wunde, von welcher mir Klara sagte?" fragte Don Miguel unruhig.

„Hat nichts zu sagen," antwortete Pablo ruhig. „Klara ist eine Thörin und hat Sie mit ihrer zärtlichen Besorgnis ohne Not erschreckt."

„Das mag sein. Aber wie ist das gekommen? Ich wünsche nicht, daß du mir irgend etwas verheimlichst. Sprich, wer hat dich verwundet?"

Der junge Mann ließ eine kleine Pause eintreten, ehe er antwortete, und schien sich währenddem alle Einzelheiten des Geschehenen ins Gedächtnis zurückzurufen.

„Hören Sie, Vater!" begann er darauf. „Die Geschichte in kurzen Worten ist folgende. Ich begab mich noch am Tag Ihrer Abreise auf die Zuckerrohrpflanzung, um das Abschneiden der Rohre zu überwachen, als mich einer

unsrer Peones durch einige geheimnisvolle Reden stutzig machte. ‚Ihr Pferd ist bei frischen Kräften, Euer Gnaden, und kann einen derben Ritt wohl aushalten,‘ bemerkte er mir insgeheim. ‚Wenn Sie sich nach dem Bisonthale begeben, werden Sie dort eine sehr interessante Entdeckung machen!‘ Der Bursche hatte es offenbar auf ein gutes Trinkgeld abgesehen, aber trotzdem ich ihm eine halbe Unze gab, konnte ich doch nichts weiter aus ihm herausbringen. Ich beschloß, um meine Neugierde zu befriedigen, nach dem Bisonthale aufzubrechen, in der Hoffnung, mir von dort die Lösung des Rätsels zu holen.“

„Das hättest du dir besser überlegen sollen, Pablo!“ fiel ihm hier der Haziendero in die Rede. „Andreas Garotte ist ein Schlingel, der dich in eine Falle locken wollte!“

„Nicht doch! Was er sagte, beruhte auf Wahrheit, wie ich bald erfuhr. Ich warf mich also auf Negro, meinen schwarzen Renner, und sprengte fort nach dem Bisonthale. Dasselbe besteht, wie Sie wissen, aus einem ungeheuren Cedernwald, der wenigstens vierzig Meilen im Umkreise hat und den ein breiter Arm des Rio San Pedro seiner ganzen Länge nach durchschneidet . . .“

„Ganz wohl. Ich denke im nächsten Jahre das Gehölz lichten zu lassen.“

„Die Mühe werden Sie sich ersparen können!“ versetzte Pablo mit eigentümlichem Ausdrucke. „Ein andrer hat diese Arbeit bereits in ausgiebiger Weise verrichtet.“

„Wie? Was soll das heißen?“ rief Don Miguel zornig aus. „Wer sollte es gewagt haben, mein Eigentum anzutasten?“

„Mein Gott, einer jener elenden Squatters, die uns oft genug schon geärgert haben und immer weiter in unser schönes Mexiko eindringen! Der Halunke hat den Ort ganz nach seinem Geschmacke gefunden und sich mit seiner ganzen Sippschaft daselbst niedergelassen. Seine Söhne, unverschämte Burschen — ich zählte vorläufig ihrer drei — lachten mir ins Gesicht, als ich ihnen zu erklären versuchte, daß der Wald zu unsren Besitzungen gehöre, und antworteten mit eingelegter Flinte, daß sie Nordamerikaner seien, die nach uns spanischen Abkömmlingen so viel fragten, wie

nach einem Eichhörnchen. Recht auf Grund und Boden hätte derjenige, der ihn bebaue, und das wäre ihr Vater, der es oft genug schon bewiesen hätte, wie er den Weißen und Wilden Respekt einzuflößen verstehe."

„Das ist unerhört!" knirschte Don Miguel. „Und weißt du vielleicht, wer der freche Eindringling ist?"

„Ich glaube, sie nannten ihn den Roten Wolf oder Kitasta-Jouté, den Menschenfresser."

Der Haziendero stand einen Augenblick wie niedergedonnert. In seinem Gesichte spiegelte sich ein Ausdruck des hellen Entsetzens. Aber er kämpfte seine Erregung mit Gewalt nieder, und ungeachtet der zwiespältigen Gefühle, welche die unangenehme Ueberraschung in ihm hervorrief, sprach er mit fester Stimme:

„Diesem Unfug muß ein Ende gemacht werden! Heute noch werde ich meine Maßregeln treffen. — Hoffentlich hast du den Schurken entsprechend geantwortet?"

„Ob ich es gethan habe! Sie wissen ja, Vater, daß ich heißes Blut habe und jene Rasse von Yankeepiraten, die sich wie ein Schwarm Muskitos in unsrem Lande niedergelassen, von ganzem Herzen hasse. Haben sie doch unsre herrlichen Wälder geplündert und so viele unsrer üppigen Gefilde in nackte Flächen umgewandelt! Ich habe den Halunken so geantwortet, daß sie vor Wut nach mir schossen und mich wohl gar getötet haben würden, wenn sich nicht ein junges Mädchen zu meinen Gunsten ins Mittel gelegt hätte!"

„Caramba!" erwiderte Don Miguel. „Ich schwöre dir, daß die Buben mir für ihre Unverschämtheit büßen sollen! Don Miguel de Akamaritzin ist noch Herr in seinem Hause."

„Schlichten Sie die Angelegenheit, wie Sie für gut halten, Vater! Nur möchte ich Sie bitten, den Unschuldigen nicht mit dem Schuldigen leiden zu lassen."

„Gut . . . ich ehre deinen Wunsch! Denke aber jetzt nicht weiter an die Sache und pflege dich so gut wie möglich! Was zu geschehen hat, wird geschehen."

Mit dieser Versicherung schied der Haziendero von seinem Sohne, welcher, einen Seufzer unterdrückend, ermattet auf sein Lager zurücksank.

Drittes Kapitel.

Ein Banditenwerk.

Was Don Pablo erzählt hatte, bestätigte sich vollinhaltlich. Vor Wochen schon hatte sich der Squatter, der sich Don Miguel gegenüber selbst den Roten Wolf genannt, mit seiner Familie im Bisonthale ansässig gemacht, hier nach Gutdünken schaltend und waltend. Die Art und Weise, wie seine Söhne gegen den sie zur Rechenschaft ziehenden Don Pablo Stellung genommen, bewies zur Genüge, wie nach ihrem Sinne nur die rohe Gewalt den Ausschlag zu geben hatte und wie sie entschlossen waren, dieselbe auf das entschiedenste zur Geltung zu bringen.

Die Söhne des Squatters — Schaw, Sutter und Ambros, wie sie hießen — waren sämtlich fernige Gestalten, deren Muskelkraft und körperliche Vollkommenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Der älteste, gewissermaßen der Stimmführer unter ihnen, war Ambros, der jüngste Schaw. Schon ihre Gesichter verrieten eine gewisse Derbheit, die man vielleicht übersehen hätte, wenn sie nicht durch einen Zug ausgesprochener Grausamkeit auffällig gemacht worden wäre. Am wenigsten trat dieses Gepräge bei Schaw in den Vordergrund, und in der That besaß er auch im Vergleiche zu den andern die beste Gemütsart. Weitaus zarter beschaffen zeigte sich die Tochter des Roten Wolfes, ein sechzehnjähriges Mädchen mit Namen Ellen. Wer ihre liebliche Erscheinung sah, hätte nicht ahnen können, daß sie der Familie dieser rauhen Amerikaner angehörte. Ihr goldblondes Haar, das die Farbe der reifen Aehren hatte, ihre unendlich sanften blauen Augen, ihre zarte Haut, welche auf den Wangen das blühende Rot der ersten Mädchenreife zeigte, alles ließ auf eine große Milde des Charakters schließen, die dem reizenden Kinde in so rauher Umgebung um so besser anstand.

Der Jakal (Hütte), den der Abenteurer mit seiner Familie bewohnte, war aus Baumstämmen aufgeführt worden, jedoch so unordentlich, daß er von jedem Windstoß erschüttert wurde und dem Regen wie dem Sonnenschein un-

gehinderten Zutritt gestattete. Schlaf-, Speise- und Arbeitszimmer war hier eins. In diese Behausung, die nur das Allernotwendigste in sich faßte, zogen sich die Männer zurück, wenn sie von des Tages Mühen erschöpft waren und Ruhe suchten.

Es war an demselben Abend, welcher für den Roten Wolf fast so unheilbringend geworden wäre. Die Söhne des Squatters hatten ihre Arbeit, die im Fällen von Bäumen bestand, eingestellt und saßen, die Rückkehr des Familienoberhauptes erwartend, schweigend um ein Feuer herum, über dem ein großer eiserner Kessel hing. Es dauerte geraume Zeit, bis sich ein Knarren, der derbe Tritt eines Menschen, vernehmen ließ und eine hochgewachsene Gestalt in der Thüre des Jakals erschien. Es war der Squatter.

Wir wollen diese Gelegenheit benutzen, den freundlichen Leser mit dem Manne näher bekannt zu machen, der in unsrer Geschichte eine bedeutende Rolle zu spielen berufen ist. Der Rote Wolf zählte etwa sechzig Jahre, hatte eine Größe von über sechs Fuß, und seine knochigen Glieder waren mit Sehnen versehen, so straff wie Stricke. Ein kurzer und nerviger Hals, gleich dem eines Stieres, verband den mächtigen Kopf mit den breiten Schultern. Unter einer Mütze von Fuchsfell, die tief in die Stirn hineingedrückt war, zeigte sich struppiges, stellenweise graues Haar; der untere Teil des Gesichtes verschwand unter einem dichten schwarzen Barte. Die kleinen grauen runden Augen standen auffällig nahe aneinander. Die Backen waren vorstehend, die Nase hakig wie der Schnabel eines Geiers, der Mund breit, und wenn er sich zu einem Grinsen verzog, so wurden spitze, glänzend weiße Zähne sichtbar. Ueber den ganzen Zügen lagerte eine unheimliche Finsterkeit, gepaart mit einem böswilligen Ausdruck, der auf eine schlimme Eigenart des Charakters raten ließ. Gekleidet war der Squatter nach Waldläuferart. Ein Hemd von gestreiftem Kaliko wurde um die Hüften durch einen braunen Lederriemen festgehalten, in dem zwei Pistolen, ein Beil und ein langes Messer steckten. Ein Paar Leggins, hie und da mit Haaren zusammengenäht, reichten bis zum Knie, und indianische, mit zahlreichen Perlen verzierte Mokassins bedeckten die

Beine. Eine hirschlederne Jagdtasche und ein zusammengerollter Mantel — der mexikanische Zarapé — vervollständigten den Anzug. Die Rechte hielt die unerläßliche, mit kupfernen Nägeln beschlagene Riflebüchse umfaßt.

Als dieser finstere Fremdling im Bisonthale erschien, forschte man vergebens, wer derselbe sei und woher er käme; es waren indessen düstere Gerüchte über ihn im Umlauf, die den Mexikanern einen unüberwindlichen Schrecken einflößten. Man flüsterte sich nämlich ins Ohr, daß er mit seinen Söhnen das „Skalpjägergeschäft" betriebe. Damit stellte ihn die öffentliche Meinung in eine Klasse mit den Räubern der Prärie, einem verworfenen Geschlecht von Raubvögeln, die jedermann flieht wie die Pest. Uebrigens machte er selbst kein Hehl aus seinem Gewerbe, ja er trug noch das seinige zur Verbreitung seines Namens — den des Menschenfressers — bei, indem er sich rühmte, über zweihundert Indianer getötet zu haben.

Beim Eintritt des Squatters drehten seine Söhne, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, gleichgültig den Kopf nach ihm herum und ließen sich im weiteren nicht stören; nur Ellen stand auf und ging dem Vater entgegen. Der Riese faßte das junge Mädchen in seine nervigen Arme, hob sie in die Höhe und küßte sie wiederholt, indem er ein „Guten Abend, meine Taube!" hervorgrollte. Hierauf setzte er sich auf die Ofenbank und gab das Zeichen zum Beginn des Essens.

Das Mahl war kurz und wurde schweigend eingenommen. Der Pulque — Branntwein — bildete dabei die Würze. Zum Schluß wurde geraucht nnd ein langweiliges Gespräch eingeleitet. Es schien dabei mehr darauf abgesehen, das Mädchen einschlummern zu lassen. Kennzeichnend für den Alten war es, daß er mit keinem Worte die Gefahr berührte, in der er heute geschwebt hatte. Ganz andres schien ihn zu beschäftigen, ebenso wie die jüngeren Männer, welche von Zeit zu Zeit ihre Blicke verstohlen zur Ecke hinrichteten, in die Ellen sich zurückgezogen hatte. Was sie wünschten, trat endlich ein. Dem Mädchen fielen die Augen zu, und man konnte bald ihre langen regelmäßigen Atemzüge deutlich hören. Noch kurze Zeit verblieben die Männer

auf ihren Plätzen und setzten ihr Geplauder fort, dann aber brachen sie auf ein Zeichen des Squatters plötzlich ab, und dieser sagte, mit der Hand leicht auf den Tisch schlagend:

„Auf, meine Jungens — eilen wir! Es ist keine Zeit mehr zu verlieren! Die andern erwarten uns!"

Und nun spielte sich in dem elenden Gemache, das nur mehr durch den Schein des verkohlten Feuers erhellt wurde, ein seltsamer Auftritt ab. Die vier Männer erhoben sich, öffneten einen großen Kasten an der Bretterwand und nahmen aus demselben Kleidungsstücke der seltsamsten Art. Es waren Anzüge aus Büffelfell, Halsbänder von den Klauen des grauen Bären, verschiedenfarbige Federn für den Kopfputz zc. In diese Kleidung — offenbar die Tracht der Rothäute und speciell jene der Apachenindianer — warfen sie sich und vervollständigten noch ihre Verwandlung, die sie in der That unkenntlich machte, dadurch, daß sie sich das Gesicht auf eine abscheuliche Weise bemalten. Schließlich wurden die abgelegten Kleider in dem Kasten eingeschlossen, derselbe versperrt, und die vier Genossen begaben sich, wohlbewaffnet, aus der Hütte ins Freie hinaus. Vor der Thüre warteten ihrer bereits gesattelte Pferde. Rasch schwangen sie sich auf den Rücken derselben, und im Galopp ging's fort durch die Windungen des Waldes.

* *
*

An den Ufern des „Teufelsflusses" erhob sich am Abhange eines Hügels eine Rancheria (Dorf), die aus ungefähr zehn Hütten bestand und gegen sechzig Einwohner zählte, Frauen und Kinder miteingerechnet. Die Einwohner waren Korasindianer — Jäger und Landbebauer — und gehörten zum Stamm der Schildkröte. Fast vollständig gesittet, lebten sie in Frieden mit ihren Nachbarn und wie diese unter dem Schutz der mexikanischen Gesetze. Seit den zwanzig Jahren, während welcher sie diesen Ort bewohnten, hatten sie niemals Grund zu irgend einer Klage gegeben, so daß sich die Weißen über das Gedeihen der kleinen Kolonie freuten und den gastfreundlichen Bewohnern herzliche Teilnahme entgegenbrachten. Obgleich nun dieselben als mexikanische Unterthanen betrachtet wurden,

so hatten sie doch gewissermaßen ihre eigene Regierung und standen unter der Oberaufsicht eines Kaziken (Häuptlings), der all ihre Streitigkeiten schlichtete und in Angelegenheiten von Belang durch sein Wort entschied.

Diese Ansiedelung war dazu bestimmt, das Opfer eines finsteren Schicksals, einer unmenschlichen Verruchtheit zu werden.

Zur Zeit, als der Rote Wolf mit seinen Söhnen seine einsam gelegene Hütte verließ, lagerten in der Nähe der Rancheria auf der Ebene zwanzig Männer mit geschwärztem Gesicht und eigentümlichem Anzug, alle bis an die Zähne bewaffnet. Sie saßen oder lagen so bequem wie möglich am Boden und tranken, lachten, spielten und zankten sich. Offenbar schienen sie die Ankunft von Gefährten abzuwarten, denn von Zeit zu Zeit richteten sich ihre Blicke spähend in die Ferne. Abseits von ihnen stand unter einem ungeheuren Kaktusbaum ein Wachposten und lauschte, die unvermeidliche Maiscigarre rauchend, nach allen Seiten, ob sich kein verdächtiges Geräusch vernehmen ließe. Wer waren die Männer? Rangers, d. h. Räuber, vor allem aber Menschenjäger, denen die Regierung der Vereinigten Staaten eine gewisse Prämie für jede indianische Kopfhaut auszahlte, die sie ablieferten! Eben jetzt bereiteten sie sich wieder zu einem „Kriegszuge“ vor und erwarteten nur noch ihr Oberhaupt, um ihre kaltblütig geschmiedeten Pläne zur Ausführung zu bringen. Dieser Führer und Meister traf um Mitternacht ein, und zwar in der Person des Squatters. Er, wie seine Begleiter, wurden mit allerlei Ehrenbezeugungen und unverhohlener Begeisterung empfangen. Mezkal, Würfel und Karten verschwanden nun, und die Banditen scharten sich um ihren Hauptmann. Dieser hielt eine kurze Ansprache an sie, des Inhaltes, daß die Heiden und Diebe, welche das Land überschwemmten, ausgerottet werden sollten, daß die Regierung mit der geringen Anzahl von Skalps unzufrieden wäre und zum Zwecke anglo-amerikanischer Neubesiedelungen das Rothautnest am Rio San Pedro von Grund aus zerstört werden müßte. Dem stimmten die Männer mit den Tigerherzen begeistert zu. Nachdem dann noch der Anführer auf die Notwendig-

keit größter Vorsicht hingewiesen hatte, „denn der rote Mann wäre so schlau wie ein Opossum“, stieg alles zu Pferde und die Truppe brach sofort im Galopp auf.

Die Nacht war still und die mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft lud zum Träumen ein. Ein leiser Wind nur flüsterte geheimnisvoll in den hohen Wipfeln der Bäume und ungewisse Töne flogen zuweilen durch den Raum, sich bald wieder in der Ferne verlierend. Unzählige Sterne, in ihrer Mitte das Kreuz des Südens, erglänzten am Himmelszelt. Der Mond, welcher die Landschaft hell mit seinem silbernen Lichte überströmte, verlieh jedem Gegenstande ein phantastisches Aussehen und ließ auch die dahinjagenden Reiter erscheinen, als wären es Geister der alten Legende. Aber der himmlische Frieden der Nacht senkte sich nicht in die entmenschten Gemüter der Banditen!

Nach kaum einer Stunde war die Rancheria erreicht. Zwanzig Schritt davon entfernt, hielt der Rote Wolf an und verteilte jetzt die Reiter so, daß sie das Dorf von allen Seiten einschlossen. Alles schlief — kein Licht war in den Hütten zu sehen: die Indianer ruhten offenbar nach der schweren Arbeit des Tages aus und dachten an nichts weniger, als Unheil und Verrat. Das war also die richtige Zeit. Sobald der Anführer der Banditen sah, daß sich alle auf ihren Posten befanden, gab er Befehl, die mitgebrachten Fackeln anzuzünden und mit verhängtem Zügel in die Ansiedelung einzudringen. Es war ein furchtbares Schauspiel, das jetzt in Scene gesetzt wurde. Ein entsetzliches Geheul — das gut nachgeahmte Kriegsgeschrei der Apachen — ausstoßend, drückten die Skalpjäger den Pferden die Sporen in die Weichen und brachen, mit einer Art Raserei, in die Rancheria ein, da auf eine furchtbare Weise wirtschaftend. Noch vor Ablauf einiger Minuten waren die brennenden Fackeln bereits in die Hütten geschleudert, und eine blutige Orgie hatte begonnen. Die unglücklichen, im tiefsten Schlafe überrumpelten Indianer stürzten erschrocken und halb nackt aus ihren Wohnungen, um sich verzweifelt zur Wehr zu setzen; sie wurden aber von den Rangers, in dem Zustande der schreckensvollen Verwirrung, erbarmungslos niedergemacht und skalpiert. Weiber, Kinder, Greise, nichts wurde

geschont. Während die Jakals der Koras lichterloh brannten, glich die Rancheria nur noch einem großen Schutthaufen, auf welchem sich die Schlachtopfer und ihre Henker im Kampfe wirr durcheinander bewegten.

Den von dem Mordstahl verschont gebliebenen Indianern war es endlich doch gelungen, sich zu einem festeren Widerstande zu vereinigen. Sie bildeten eine geschlossene Masse von ungefähr zwölf Mann und gaben tapfer Schlag auf Schlag zurück. An der Spitze dieser todesmutigen Männer befand sich ein Indianer von reckenhafter Gestalt, intelligentem Gesichtsausdrucke und einer eisernen Entschlossenheit, die sich in jeder seiner Bewegungen kundgab. Es war der Kazike der Koras. Seine Mutter, sein Weib und seine Kinder lagen tot zu seinen Füßen, und doch kämpfte er mit dem Mute der Verzweiflung weiter. Mit einer Pflugschar bewaffnet, deren er sich mit Geschicklichkeit und dem Aufwand einer ungeheuren Kraft bediente, schlug er alle Angreifer zu Boden, die in den Bereich seiner furchtbaren Waffe kamen. Zwar hatte er sein Leben bereits aufgegeben, aber er wollte es wenigstens so teuer wie möglich verkaufen. So sehr auch die Rangers sich gegenseitig anfeuerten, um ihm den Garaus zu machen, so viele Flintenläufe gegen ihn gerichtet wurden — er schien unverwundbar, den Waffen der Feinde unerreichbar. Unermüdlich stritt er weiter fort, ohne daß die wuchtige Pflugschar seinen Arm zu lähmen vermochte. Indessen konnte dieser Riesenkampf nicht lange mehr dauern. Von den zwölf Leuten, die den Kaziken umgeben hatten, standen nur noch zwei bis drei, die andern waren tot. Der Kreis, welcher den tapferen Mann einschloß, zog sich enger und enger, und es stand jeden Augenblick zu erwarten, daß der Indianer, dessen Kräfte sich endlich doch erschöpfen mußten, das Schicksal der Gefährten teilte. Aber der beherzte Kämpfer schien von Eisen zu sein; er setzte seine Gegenwehr mit einer furchtbaren Ruhe fort, die angesichts der umherliegenden Leichen doppelt wunderbar erscheinen mußte. Ein Gedanke hatte blitzesgleich sein Gehirn durchzuckt. Noch verharrte er eine Zeitlang bei seiner Verteidigungsweise, dann drang er plötzlich wie rasend auf die vom Blutvergießen erhitzten Rangers

ein, schleuderte die Pflugschar mitten unter sie und schwang sich mit Tigersätzen auf das nächststehende Pferd, den Reiter desselben mit übermenschlicher Kraft umschlingend. Ehe sich noch die Banditen von ihrem Erstaunen, in welches sie der unvorhergesehene Ausfall versetzte, erholten, hatte er auch schon das Roß in Galopp gesetzt, welches nun wie ein Pfeil durch die Menge schoß.

Nachdem sie ihre Betroffenheit überwunden, machten sich die Mordbrenner natürlich sogleich zur Verfolgung auf. Aber ihr Zorn, sich von einem einzelnen Menschen überlistet und ihre Beute sich entrissen zu sehen, nützte ihnen nichts: der Koras sprach allen Anstrengungen, ihn zu ereilen, Hohn, und ehe man sich's versah, war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

So lange ließ sich der Häuptling im schnellen Flug von dem Rosse forttragen, bis er es unter sich wanken fühlte; dann erst verließ er den Sattel und rollte mit dem Reiter, den er noch immer umfaßt hielt und mit seinen nervigen Armen halb erstickte, auf den Boden hin. Der Blick des Kaziken ruhte mit durchbohrendem Ausdrucke auf dem Gegner, der die Kleidung der Apachenindianer trug.

„Du bist keine Rothaut,“ sagte er mit einer Stimme, welche die innere Erregung heiser machte, „du bist ein Hund von einem Bleichgesichte! Warum hüllst du dich in das Fell des Löwen, da du doch ein feiger Wolf bist?“

Der Räuber, den der erlittene Druck und der Fall, den er gethan, betäubt hatte, antwortete nicht.

„Ich könnte dich töten,“ fuhr der Indianer fort, dessen Auge wild aufblitzte. „Aber das wäre nur eine unvollkommene Rache. Du und die Deinen, ihr sollt mir das Blut, das ihr in dieser Nacht unschuldig vergossen habt, teuer bezahlen! Für jetzt will ich dich nur zeichnen, damit ich dich später wiedererkennen kann!“

Bei diesen Worten warf der Koras den andern mit furchtbarer Gewalt auf den Rücken, kniete auf seine Brust nieder, drückte ihm den Finger in das rechte Auge und drehte denselben in der Höhle herum. Der Unglückliche stieß bei dieser Verstümmelung einen durchdringenden Schmerzensschrei aus.

„So, jetzt bin ich gewiß, daß mein Blick dich unter Tausenden herauszufinden weiß!“ bedeutete der Häuptling, sich erhebend. „Ich werde dich wiedersehen, verfluchtes Blaßgesicht, und dann . . .!“

Mehr hörte der halb bewußtlos Daliegende nicht. Der Koras war in das Gebüsch gesprungen und verschwunden. Eine Minute darauf erschienen die Rangers. Einige von ihnen sprangen von den Pferden, sobald sie den Gefährten erblickten.

„Ambros, mein Sohn!“ schrie der Rote Wolf, welcher in dem Verwundeten seinen Aeltesten erkannte. „Ha, er ist tot!“

„Nein, nicht tot, aber arg zugerichtet!“ berichtigte ihn einer der Menschenjäger. „Die Pest über den Schurken! Das da ist wahrlich ein teuflischer Gedanke gewesen!“

Der Anführer, brüllend vor Wut, schloß den Körper seines ohnmächtigen Sohnes in seine Arme, nahm ihn vor sich quer auf den Sattel und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Die amerikanische Spitzbubenbande hatte ihr Werk vollbracht — sechzig menschliche Skalps hingen an ihren Gürteln, und die Rancheria der Koras war nur noch ein Aschenhaufen! Der einzige Ueberlebende von den unglücklichen Einwohnern war der Kazike, welcher es sich mit einem heiligen Schwure gelobt hatte, die an seinen Brüdern verübte Unthat blutig zu rächen.

Viertes Kapitel.

Quitt.

Don Miguel Zarate war, nachdem er seinen Sohn verließ, wieder aufs Pferd gestiegen und nach dem Paso zu dem Juez de letras (Kriminalrichter), Don Luciano Perez, geritten. Um die Teilnahme desselben für den vorliegenden Fall zu erwecken, hatte er es klugerweise nicht unterlassen, vorher eine wohlgefüllte Börse zu sich zu stecken. Der würdige Mann zeigte sich in hohem Grade entrüstet, als er erfuhr, was zwischen Don Pablo und den Squatters

vorgefallen, und schwur, daß er die begangene freche Unthat strenge ahnden werde. Ungesäumt gürtete er sein Schwert um, befahl zehn gut bewaffneten Alguazils (Gerichtsdienern), sich in den Sattel zu werfen, und begab sich an der Spitze dieses Gefolges nach dem Bisonthale. Der Richter spie während des Weges Feuer und Flammen gegen die „elenden Eindringlinge", wie er sie nannte. Er war zu nichts Geringerem entschlossen, als sie alle samt und sonders zu töten, falls sie es wagen sollten, sich seinen Befehlen zu widersetzen. Die Heldenthat, welche er vorhatte, fand ihren Ursprung ebensowohl in seiner Geldgier, als in seinem Hasse gegen die Nordamerikaner. Der Haziendero, der Don Luciano hinreichend kannte und sich nicht viel von seinem grimmigen Zorne versprach, machte ihn im Vorhinein darauf aufmerksam, daß er Männer finden werde, die nicht leicht einzuschüchtern wären und gegen welche Kaltblütigkeit die beste Waffe sein würde. Darauf aber hörte der Richter nur mit halben Ohren und im gestreckten Galopp näherte er sich mit seiner Truppe dem Walde.

Der von den Squatters angerichtete Schaden war, wie sich sofort ergab, ein bedeutender. Es schien auf den ersten Blick beinahe unglaublich, daß vier Männer, selbst wenn sie mit größtem Fleiße arbeiteten, so große Verwüstungen anrichten konnten. Die schönsten Stämme lagen am Boden. Von Zeit zu Zeit sah man ungeheure Stöße übereinandergeschichteter Bretter, und auf den Gewässern des San Pedro bedurfte ein Floß nur noch einiger Balken, um flott gemacht werden zu können. Bei diesem Anblicke, welcher Don Miguel zornige Ausrufe entlockte, nahm der kriegerische Eifer des Richters und seiner Gehilfen nur noch zu, und je mehr sie sich ihrem Ziele näherten, desto großrednerischer zeigten sie sich. Plötzlich erschollen wenige Schritte von der Truppe Axtschläge. Don Luciano wandte sich nach der Stelle hin, von wo das Geräusch herdrang und gab seinen Gefährten ein Zeichen, ihm zu folgen.

„Halt!" schrie in diesem Augenblicke eine rauhe Stimme.

Der Richter und die Alguazils blieben, gemeinschaftlich beseelt vom Selbsterhaltungstriebe, wie eingewurzelt stehen. Zehn Schritte vor ihnen, in der Mitte des Weges,

stand ein hochgewachsener Mann und stützte sich auf seine amerikanische Büchse. Die finsteren Blicke, die er auf die Ankömmlinge warf, beunruhigten Don Luciano offenbar, und er nahm eine Miene der Ratlosigkeit an, die zu seinem bisherigen Benehmen in großem Gegensatze stand.

„Mut, Mut, Sennor!“ wisperte ihm der Haziendero zu. „Seht Ihr nicht, der Mann ist allein . . . er wird es nicht wagen, uns den Weg zu versperren.“

„Con mil diablos (Tausend Teufel)!“ fluchte der Richter, der sich nun der furchtsamen Regung schämte. „Vorwärts, Caballeros,“ wendete er sich an seine Begleiter, „und wenn der Schlingel Miene machen sollte, sich aufzulehnen, so schießt ihn nieder!“

Mit lobenswerter Vorsicht setzten sich die Gerichtsdiener hierauf in Bewegung.

„Halt, sage ich noch einmal!“ ertönte dieselbe barsche Stimme. „Habt ihr mein Geheiß gehört oder nicht?“

Ein Schweigen trat ein. Don Luciano geriet abermals ins Schwanken, trat aber dann, durch die Gegenwart des Haziendero ermutigt, vor und sagte in einem nach seiner Ansicht furchtbar drohenden Tone: „Achtung, Mann, vor dem Gesetze! Ich, Don Luciano Perez, Kriminalrichter der Stadt Paso, fordere kraft des mir von der Regierung verliehenen Amtes Euch und Eure Genossen auf, diesen Wald, in welchen Ihr widerrechtlich eingedrungen seid, binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen und . . .“

„Gemach!“ unterbrach der Unbekannte den Redner, wobei er zornig mit dem Fuße stampfte. „Ich kümmere mich den Teufel um Eure Redensarten und Gesetze! Der Boden gehört dem, der von ihm Besitz ergreift. Und das habe ich gethan, mit Eurer gnädigen Erlaubnis — verstanden?“

„Ihr führt eine hochfahrende Sprache, Herr!“ bemerkte der Richter ziemlich eingeschüchtert. „Ihr seht, daß ich nicht allein bin und mein Begehr entsprechend unterstützen kann!“

„Pah!“ erwiderte der andre, geringschätzig die Achseln zuckend. „Ihr bildet Euch doch nicht ein, daß ich mich von den zehn Dummköpfen, die Ihr bei Euch habt, beunruhigen lasse? Ich bin nicht ohne Hilfe, wie Ihr gleich erkennen sollt, und daher rate ich Euch, schleunigst abzuziehen,

wofern Ihr nicht Lust habt, die Schwere eines Yankeearmes zu empfinden! He, Ambros, Sutter, Schaw — kommt 'mal und zeigt eure Tatzen!"

Auf den Ruf des Squatters — denn dieser selbst stand den Gerichtsleuten gegenüber — erschienen dessen Söhne, Ambros mit inbegriffen, der eine schwarze Binde um das rechte Auge trug. Bei dieser unvermuteten Verstärkung wich der Richter mit seinen Soldaten scheu zurück. Die Sache drohte für sie eine ernste Wendung zu nehmen.

„Aber Leute," versuchte es Don Luciano in begütigendem Tone, denn seine kriegerische Stimmung hatte ihr Ende erreicht, „bedenkt, was ihr thut! Ihr bestreitet das heilige Recht des Eigentums und verhöhnt den Buchstaben des Gesetzes!"

„Ich glaube, Euch schon gesagt zu haben, daß das einzige Gesetz, welches in der Wildnis Anerkennung findet, das hier ist!" versetzte, mit der Hand wild auf die Büchse schlagend, der Squatter. „Geht aber jetzt, oder ich schwöre Euch, es fließt Blut!"

Bei dieser Drohung fühlte Don Luciano ein eiskaltes Frösteln, und auch seinen Begleitern konnte man unschwer ansehen, daß sie die Angstgefühle ihres Meisters vollständig teilten. Der Juez de letras suchte übrigens auch jetzt noch seine Würde zu bewahren, denn er mochte sich vor Don Miguel keine Blöße geben.

„Wir lassen uns durch Eure Drohungen nicht einschüchtern und werden unsre Pflicht thun," sprach er. „Alguazils, ich befehle euch im Namen des Gesetzes, euch dieses Mannes zu bemächtigen!"

Dieser Befehl war, wie in vielen andren Fällen, leichter gegeben, als ausgeführt. Die Gerichtsdiener, welche von dem persönlichen Mute ihres Anführers eine sehr schlechte Meinung hatten, glaubten sich vor ihm keine Blöße zu geben, indem sie sich einfach weigerten, seinem Gebot nachzukommen, zumal der Rote Wolf und seine Söhne nicht danach aussahen, als ob sie sich würden anrühren lassen.

„Die Hölle auf euch, ihr Kröten!" brüllte der Squatter, dem über dem Zögern die Geduld riß. „Ich frage euch

zum letztenmal, ob ihr euch packen wollt, ihr Memmen? Rasch, Bursche, macht ein Ende . . . zielt auf sie!"

Die drei Brüder legten ihre Büchsen an. Bei dieser Bewegung, die alle Zweifel beseitigte und deutlich bewies, daß die Amerikaner zum äußersten Mittel zu greifen bereit waren, erfaßte die Alguazils ein unüberwindlicher Schrecken, sie lenkten ihre Pferde herum und flohen im Galopp, gefolgt von dem Hohnlachen der Nachschauenden. Zurück blieb nur Don Miguel Zarate, welchen der Squatter bisher ganz unbeachtet gelassen hatte. Die breite Krempe des Hutes noch tiefer über die Augen ziehend, stieg der Haziendero, welcher dieses traurige Ergebnis seines gerichtlichen Beistandes fast vorausgesehen hatte, jetzt vom Pferde, steckte die in den Satteltaschen befindlichen Pistolen in seinen Gürtel und trat, nachdem er auch den Rifle entschlossen über seine Schulter geworfen, den Squatters mutig entgegen. Diese waren höchlich erstaunt über die Unerschrockenheit des Mannes, der allein unternahm, was seine Begleiter nicht gewagt hatten, und ließen ihn unangefochten näher kommen.

„Erkennt Ihr mich, Roter Wolf?" waren die ersten Worte des Mexikaners, als er dem Familienoberhaupt gegenüberstand.

„Ha, Don Miguel Zarate?" rief der Alte betroffen aus.

„Jawohl, der bin ich!" nickte jener. „Da der Richter mit seinen feigen Beamten mich im Stiche läßt, bin ich genötigt, mir selbst Recht zu verschaffen, und bei Gott, das werde ich! Vor allem fordere ich Euch auf, diesen Wald, mein unbestrittenes Eigentum, schleunigst zu verlassen. Wollt Ihr das?"

Der Squatter schwieg, während seine Söhne unter sich drohende Worte murmelten.

„Was Ihr verlangt, Caballero, ist schwer erfüllbar," sagte er endlich mit gedämpfter Stimme. „Ich fühle mich in Bezug auf Euch gebunden, da ich Euch die Rettung meines Lebens verdanke."

„Die Dankbarkeit hierfür ist Euch erlassen."

„Keineswegs! Mag ich auch durch meine Charakterbeschaffenheit und meine Gewohnheiten bei den gesitteten

Menschen in Verruf gekommen sein, so vergesse ich doch eine Wohlthat ebensowenig wie eine Beleidigung.“

„Beweiset dies, indem Ihr diese Gegend für immer verlasset.“

Der Amerikaner schüttelte den Kopf. „Hört mich, Don Miguel Zarate!“ erklärte er. „Ihr genießt weit im Umkreise den Ruf, die Vorsehung der Unglücklichen zu sein, und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß Ihr ebenso menschenfreundlich wie furchtlos seid. Man sagt ferner, daß Ihr ein unermeßliches Vermögen besitzt, dessen Größe Ihr selbst nicht kennt. Der Schaden, den ich hier anzurichten vermöchte, selbst wenn ich alle Bäume des Waldes fällte, kann daher für Euch keine Bedeutung haben. Warum besteht Ihr also so hartnäckig darauf, daß ich diesen Boden aufgebe?“

„Warum? Mein Sohn Pablo ist von Euren Söhnen auf das Schändlichste mißhandelt worden, und wenn er dem Tode entgangen, so ist es mehr durch ein Wunder geschehen. Das ist der Grund, weshalb wir nicht nebeneinander leben können: das vergossene Blut trennt uns!“

Der Rote Wolf hatte die Stirn gerunzelt und sich gegen seine Söhne gewendet, wie um von ihnen die Bestätigung des Vernommenen zu erhalten. Die jungen Leute senkten die Köpfe und schwiegen.

„Nun, ich sehe schon, daß die Sache ihre Richtigkeit hat,“ antwortete er nach einer längeren Pause, sich wieder Don Miguel zukehrend. „Aber wir wollen trotzdem nicht übereilt über diesen Punkt entscheiden. Es ist eine ruhige Besprechung zwischen uns notwendig, nach deren Beendigung Ihr selbst bestimmen sollt, was ich zu thun habe. Ich werde mich ohne Rückhalt gegen Euch aussprechen. Kommt also!“

Er gab seinen drei Söhnen mit der Hand ein Zeichen, zurückzubleiben, und schritt auf die Hütte zu, die nicht weit entfernt war. Don Miguel folgte ihm, obwohl er nicht ahnte, was der Squatter ihm zu sagen haben könne. Der Jakal war leer — jedenfalls hatte Ellen im Walde zu thun. Der Rote Wolf schloß die Thür hinter sich und seinem Gaste, setzte sich mit diesem auf eine Bank und nahm

hierauf das Wort mit gedämpfter Stimme, als ob er fürchte, daß man ihn von außen belauschen könne.

„Schenkt mir jetzt Eure Aufmerksamkeit, Don Miguel," sagte er, „und mißversteht vor allem den Sinn meiner Rede nicht. Es ist nicht meine Absicht, Euch durch Drohungen einzuschüchtern, ebensowenig wie ich daran denke, durch Enthüllungen, die Ihr berechtigt seid, für zufällig aufgefangen zu halten, mich in Euer Vertrauen einzuschleichen."

Der Haziendero betrachtete erstaunt den Sprecher, dessen Ton und Benehmen das Gepräge überzeugungsvoller Entschiedenheit aufwies.

„Ich verstehe Euch nicht! Sprecht Euch deutlicher aus!"

„Sogleich, Caballero! Zuerst eine Frage. Nicht wahr, Ihr seid der unaufhörlichen Kämpfe müde, die die Lebenskraft eines so reichen, fruchtbaren und herrlichen Landes, wie Mexiko, verzehren? Nicht wahr, Ihr wünschtet, daß es nicht länger das Ziel fremder Eindringlinge und sündhaften Ehrgeizes sei und jedem Landstreicher zur Anstrebung seiner kecken Absichten diene?"

„Ganz richtig. Und das ist wohl der Wunsch eines jeden, der es mit seinem Vaterlande ehrlich meint."

„Zugegeben — doch bin ich noch nicht zu Ende. Ihr seid ein Abkömmling der alten Aztekenkönige, also ein natürlicher Beschützer der Einwohner dieses Landes. Wenn es irgend jemand gelingt, die Wünsche für die Wohlfahrt dieses Landes zur That zu machen, so seid Ihr es! Die Stunde ist ernst, und — ich weiß es — Eure Vorbereitungen sind getroffen. Warum zaudert Ihr noch, Neumexiko das Zeichen zu geben, damit es sich endlich nach jeder Seite hin frei und unabhängig mache?"

Der Haziendero erbebte und heftete einen glühenden Blick auf den Squatter. „Was wißt Ihr davon?" knirschte er zwischen den Zähnen.

„Alles! Ich habe sogar Schriftstücke in Händen, die auf diese Angelegenheit Bezug haben und von Euch selbst unterschrieben sind. Wenn Ihr mir nicht glaubt — hier sind sie!"

Damit holte der Rote Wolf einige Papiere hervor, die er dem Mexikaner vorwies, ohne sie indessen aus den

Händen zu geben. Letzterer überflog fieberhaft ihren Inhalt, und auf seinem Gesichte zeigte sich ein Ausdruck des Schreckens.

„Ihr seid in der That unsrer Verschwörung auf die Spur gekommen!“ sagte er bebend. „Es handelt sich für mich nur noch darum, zu erfahren, inwieweit Ihr in unser Geheimnis eingeweiht seid.“

„Inwieweit? Ins Ganze. Ich stehe mit dem General Ibanez in Verbindung und wurde von ihm beauftragt, im Interesse dieser Sache zu wirken. Was gedenkt Ihr nun zu thun, Caballero? Werdet Ihr mich noch von hier fortweisen?“

„Allerdings,“ erklärte der Haziendero anscheinend ruhig.

„Allerdings!?“ rief der Amerikaner erstaunt und sprang ungestüm von seinem Sitze empor. „Ihr scherzt vermutlich?“

„Nicht daß ich wüßte. Ich weiß nicht und verlange nicht zu wissen, durch welche Mittel es Euch gelungen ist, Euch in das Vertrauen meiner Verbündeten zu drängen und ihnen ihr Geheimnis zu entlocken; indessen ist es meine feste Ueberzeugung, daß eine Sache, zu welcher Männer, wie Ihr, verwendet werden, eine verlorene ist. Ich entsage jeder Verbindung, in welcher Ihr berufen seid, eine Rolle zu spielen. Wenn Ihr uns dient, so habt Ihr nur eigennützige Zwecke dabei im Auge, denn ein Yankee kann und wird niemals einem Mexikaner im Ernste beistehen, seine Freiheit zu erlangen.“

„Also Ihr gebt den Plan, von dem Ihr vielleicht so lange Jahre geträumt habt, auf?“

„Ja,“ antwortete Don Miguel kalt. „Unter solchen Umständen ist an eine Durchführung meiner Absichten nicht zu denken. Eine Gemeinschaft mit Leuten, die das Leben, welches sie führen, vogelfrei macht, kann nur Verderben bringen.“

„Nehmt Euch in acht, Sennor!“ warnte der Rote Wolf, der sichtlich die Geduld zu verlieren anfing. „Ich bin Euch zwar in hohem Grade verpflichtet, aber Ihr häuft jetzt Beleidigung auf Beleidigung, und wenn ich eitel wäre, so könnte Euch dies übel bekommen! Euer Spiel ist allzu

kühn! Bedenkt, trotz Eures Reichtums oder vielleicht wegen Eures Reichtums ist die Zahl Eurer Feinde bedeutend! Sie werden mit Freuden die erste beste Gelegenheit ergreifen, Euch zu schaden."

„Ich weiß es, und eben darum bin ich zur größten Vorsicht entschlossen. Ich habe zwar, wie gesagt, meinen Plan aufgegeben, aber ich will auch dafür sorgen, daß Ihr nicht durch Verrat unabsehbares Unheil anrichtet."

„Das heißt wohl, ich soll Euch die Papiere ausliefern?" sagte der Squatter höhnisch. „Ihr seid gerade nicht dumm! Wie aber, wenn ich sie um keinen Preis aus den Händen geben würde?"

„Das wollen wir sehen! Ihr seid durch eine Schurkerei in ihren Besitz gekommen, und ich werde Euch zwingen, sie mir auszuliefern."

„Oho, das dürfte nicht so leicht sein!" spottete jener, indem er einen wohlgefälligen Blick auf seine nervigen Glieder warf.

„Ihr gebt die Papiere also nicht heraus?"

„Nein!"

„Nun denn, so tragt die Folgen, Elender!"

Die beiden Männer saßen, während sie dies verhandelten, jeder am Ende einer und derselben Bank, nur durch den Tisch getrennt, welcher hart an diese gerückt war. Sobald Don Miguel die letzten Worte gesprochen hatte, sprang er auf, um den Tisch herum, warf sich über den Amerikaner, der auf einen solchen Angriff nicht vorbereitet war, und riß ihn rücklings zu Boden. So schnell und mit so vielem Geschick wurde der Ueberfall von dem Haziendero ins Werk gesetzt, daß der Squatter, trotz seiner herkulischen Kraft, sich nicht von der eisernen Faust seines Feindes befreien konnte, die ihm die Kehle zuschnürte. Da griff er zum äußersten Mittel. Mit einer fast unmerklichen Bewegung seiner freien Hand hatte er ein in seinem Gürtel verborgenes Messer hervorgezogen. Eine Sekunde noch und das Leben Don Miguels wäre verloren gewesen. Aber eben noch zur rechten Zeit sah dieser die gefahrdrohende Bewegung seines Gegners. Blitzschnell zog auch er ein Machete — ein Messer mit schmaler gerader Klinge — und stieß es dem mörderischen Gesellen in die Brust.

Der Rote Wolf sank zurück. Eine Zeitlang zuckte er krampfhaft, während Blässe seine Züge bedeckte. Noch einmal streckte er sich, schloß dann die Augen und blieb regungslos liegen.

Der Haziendero ließ das Messer in der Wunde stecken und erhob sich von dem Körper des Mannes, dem er keineswegs den Tod zugedacht gehabt hatte.

„Elender," murmelte er für sich, „ich habe dir das Leben gerettet, und du wolltest mich zum Danke dafür töten! Dir ward dein Lohn!"

Nach den Papieren greifend, welche den Streitpunkt gebildet, schob er sie in seine Brusttasche und verließ dann die Hütte. Raschen Schrittes trat er den Rückweg nach Hause an. —

Der Squatter war indessen nicht tot, wie man hätte meinen sollen. Der alte Räuber hatte ein zähes Leben und vereinigte damit eine wunderbare Schlauheit. Indem er mit großer Standhaftigkeit gegen den Schmerz ankämpfte, welchen die Wunde ihm verursachte, bediente er sich damit einer List, die man in jenen Gegenden das „Opossumspielen" nennt. Er stellte sich nämlich tot. Damit erreichte er auch seinen Zweck, denn der arglose Mexikaner dachte nicht im Entferntesten an ein solches Spiel. Selbstverständlich hütete sich der Squatter, nur die leiseste Bewegung zu machen, solange Don Miguel sich noch im Jakal befand; kaum aber sah er sich allein, so öffnete er die Augen, zog den Dolch aus der Wunde, die viel weniger gefährlich war, als es den Anschein hatte, und versuchte sich zu erheben. Sein erster Blick galt der Thüre, durch welche sein Feind sich entfernt hatte. Als er diesen in geraumer Entfernung von dannen gehen sah, malte sich ein triumphierender und zugleich teuflisch gehässiger Ausdruck auf seinem Gesichte.

„Nun sind wir quitt, Don Miguel Zarate de Akamaritzin!" flüsterten seine Lippen. „Du wolltest mir das Leben, das du mir gerettet hattest, wieder rauben — das gleicht unsre Rechnung aus! Gott sei dir gnädig, auf daß wir uns nicht wiederbegegnen!"

Fünftes Kapitel.

Koutonepi, der Fährtensucher.

Der Haziendero war noch keine Viertelstunde unterwegs, als seine eilige Heimkehr eine unerwartete Unterbrechung erfuhr. Es trat ihm nämlich aus dem Gebüsche eine kriegerische Gestalt entgegen, in der man unschwer einen Sohn der Wildnis erkennen konnte. Der Erschienene trug Mokassins von Pekarisfell, die mit unechten Perlen und Stachelschweinborsten besetzt waren, ferner um die Hüften einen elenledernen Gürtel und an den Schultern einen Mantel aus der Haut eines weißen Bisamweibchens. Seine Haare, welche mit einem Otternfelle durchflochten waren, hatte er auf dem Wirbel zusammengebunden. Aus der Mitte des Knotens ragte auffällig eine Feder empor, die dem Eigentümer etwas Herausforderndes verlieh.

„Wie, seh' ich recht . . . Falkenfeder!?“ entfuhr es dem Mexikaner unwillkürlich bei dem Anblicke des indianischen Kriegers.

„Ja, es ist Mookapek, der Häuptling der Koras!“ antwortete dieser im tiefen Kehlton der roten Männer. „Ich war im Begriff, meinen Vater zu suchen und freue mich, ihm hier zu begegnen.“

„Wenn Ihr mir eine Mitteilung zu machen habt, so redet! Das Ohr eines Freundes steht Euch offen. Habt Ihr Euch etwa über jemanden zu beklagen? Wenn ich Euch zu Eurem Rechte verhelfen kann, so soll's geschehen.“

Der Indianer lächelte traurig. „Ich weiß, mein Vater ist gut . . . er liebt die roten Männer,“ sprach er ehrerbietig. „Aber nicht alle Bleichgesichter gleichen ihm. Es gibt für uns keine Gerechtigkeit.“

„Ihr sprecht in Rätseln, Mookapek. Wenn Ihr wollt, daß ich Euch richtig verstehen soll, so erklärt Euch deutlicher. Warum habt Ihr Euren Stamm verlassen? Der Rio San Pedro ist weit von hier!“

„Was hat Falkenfeder noch weiter in den Hütten am Teufelsfluß zu suchen?“ sagte der Häuptling dumpf. „Mookapek ist allein, sein Stamm besteht nicht mehr!“

„Was sagt Ihr?“ rief Don Miguel ungläubig aus.

„Die bleichen Hunde sind wie feige Coyoten bei Nacht gekommen und haben unser Dorf eingeäschert und die Einwohner getötet! Die Skalpe der Rothäute werden teuer bezahlt. Wenn mein Vater Kitasta-Jouté, den Würger unserer Männer, fragen will, so wird er meine Aussage bestätigt finden. Aber nein, er wird sich hüten, zu gestehen, obgleich es nicht das erste Mal ist, daß sich der weißgesichtige Räuber mit dem Blute der armen Indianer befleckt hat!"

„Das ist ja entsetzlich!" stieß der Haziendero schaudernd hervor. „Nur Teufel in Menschengestalt können ein so abscheuliches Verbrechen begehen! Aber tröstet Euch, Häuptling, Ihr seid bereits gerächt. Ich habe den Schlächter Eures Stammes getötet."

Der Kazike schüttelte den Kopf, während seine Augen in wildem Feuer glühten.

„Der Blick Mookapeks reicht weit!" sagte er bedeutsam. „Er weiß von dem Vorfall, welcher sich in dem Waldwigwam zugetragen hat, denn er war geheimer Zeuge davon. Kitasta-Jouté hat ein zähes Leben. Die Klinge, deren sich mein Vater bediente, war zu kurz! Der blasse Hund ist verwundet; aber er wird schon in einigen Tagen wieder aufstehen können, um fortzufahren, die roten Männer zu morden und zu skalpieren!"

„Ich sage Euch aber, daß ich ihn getötet habe!" behauptete Don Miguel mit Entschiedenheit.

„Mein Vater sei auf seiner Hut!" warnte Falkenfeder. „Mookapek hat ihn und den weißen Räuber genau beobachtet, und wäre nicht die Natternbrut hinzugekommen, so hätte er das Rachewerk vollendet, denn er lechzt nach dem Blut des fremden Eindringlings. Aber so blieb es beim bloßen Willen. Kitasta-Jouté lebt — ein Häuptling sagt es!"

„Caraï, wäre es möglich? Der Mensch ist ein Satan, den man um jeden Preis unschädlich machen muß! Aber es fällt mir schwer, zu glauben, was Ihr sagt. Was habt Ihr nun vor, Mookapek?"

„Adlerfeder wird sich in die Wildnis zurückziehen. Dort hat er Freunde, und mit ihrer Hilfe kann er erreichen, was er allein nicht vermag. Wenn der Kazike der Koras später furchtbare Rache nimmt an denen, die ihn beleidigt, so

werden sie sich nicht beklagen können, Besseres verdient zu haben."

„Ganz wohl. Wann brecht Ihr auf?"

„Sogleich. Doch vorher habe ich meinem Vater noch eine Botschaft auszurichten. Koutonepi, der bleiche Jäger, wünscht ihn zu sehen, um ihm Wichtiges mitzuteilen. Wenn er sich heute in der Lichtung der ‚Zerschmetterten Eiche' einfinden will, so wird der Fährtensucher dort bis Abend auf ihn warten."

„Was könnte mir Don Valentin zu sagen haben? Etwa wieder eine unerfreuliche Nachricht? Gleichviel, ich werde natürlich kommen. Der Tag ist vorgerückt — es ist keine Zeit zu verlieren. Wolltet Ihr mich nicht begleiten, Mookapek?"

Der Kazike deutete in entgegengesetzter Richtung. „Mein Weg führt dorthin," sagte er kurz.

„Gut. Wenn Ihr zu Eurer weiten Wanderung ein Pferd braucht, so steht Euch mein Stall offen. Lebt inzwischen wohl, Häuptling, und laßt womöglich bald von Euch hören!"

Dem Indianer, welcher sich nun rasch entfernte, noch einen freundlichen Gruß zuwinkend, trieb auch Don Miguel sein Pferd zur Eile an. Um zu dem Orte zu gelangen, den der Koras die Lichtung der „Zerschmetterten Eiche" genannt hatte, mußte er wieder zum Flusse abbiegen, der sich in unzähligen Windungen durch die waldreiche Gegend schlängelte. An den Ufern erblickte er zwischen Baumstämmen, die am Boden umherlagen und deren verwittertes Aussehen verriet, daß sie seit Jahrhunderten abgestorben waren, hin und wieder und gerade an den sumpfigsten Plätzen plumpe Kaimans, welche sich träge fortbewegten. An jenen Stellen, wo das Wasser gleichmäßig dahinfloß, zeigten sich die Ufer flach und von den Riesen des Waldes eingefaßt, um welch letztere sich dichtverschlungene Lianen in natürlichen Festons wanden, um gleich wieder zu steilen Felsen emporzustreben und die hier kataraktartig hinrauschenden Fluten mit ungeheuren dunklen Decken zu überwölben. Zuweilen hatte das unterwaschene, von der eigenen Schwere herabgedrückte Erdreich nachgegeben und war samt allem,

was daran haftete, in die nasse Tiefe hinabgestürzt. Daß derartige äußerliche Veränderungen sich fortwährend vollzogen, bewies alle Augenblicke ein Krachen und Knistern, Rollen und Rauschen.

Der dahinziehende einsame Reiter achtete nicht auf diese großartigen Eindrücke und drang nur immer tiefer in den Wald ein, von Zeit zu Zeit seinem Pferde ein „adelante!" (vorwärts) zurufend. Endlich verließ er den Rio del Norte wieder und wendete sich nach links, indem er sich durch Baum, Busch und Moorgrund mühsam einen Weg bahnte. Als er sein Ziel erreichte, ging eben die Sonne unter, und die roten Dünste, welche sie verhüllten, verkündeten ein Gewitter für die Nacht.

Die Lichtung der „Zerschmetterten Eiche" war eine ziemlich ausgedehnte. Auf der einen Seite konnte das Auge ungehindert zwischen den Bäumen hindurch über die Prärieen hinschweifen und die Damhirsche und Rehe beobachten, die in Sicherheit dort weideten, auf der anderen Seite bildete der immer undurchdringlicher werdende Wald eine dichte grüne Mauer. Alles war dort wild und unberührt. Don Miguel Zarate war vom Pferde gestiegen und hatte sich, nachdem er letzterem den Zaum abgenommen und es mit dem Lasso an einem Baume befestigt, auf den Rücken hingestreckt, in trägem Behagen der Ruhe pflegend. Sein Blick wanderte bald zu den alten Patriarchen des Waldes hin, die, von den Jahren gebeugt, durch eine Hülle grünlichen Mooses vor dem Anfall des Unwetters geschützt waren, bald zu üppigeren Stellen, wo aus dem fetten Boden, der durch verwittertes Laub entstanden war, neues Leben emporkeimte. Eine halbe Stunde verstrich so.

„Hm, es ist spät geworden," murmelte der Haziendero für sich. „Sollte mich Koutonepi nicht mehr erwartet haben? Er hat seine Geschäfte, die ihn oft stark in Anspruch nehmen. Aber ich glaube, ich höre ein Geräusch!"

In der That ließ sich ein Knistern in einiger Entfernung vernehmen, das zu einem Krachen anwuchs, als es näher und näher ertönte. Merkwürdig war es, daß niemand erschien — die Lichtung blieb einsam. Don Miguel horchte hoch auf und blickte aufmerksam nach allen Seiten. Seine Un-

ruhe stieg, als er das Geräusch nun auch in den Zweigen hörte. Mit einem Ruf der Ueberraschung sprang er auf einmal empor. Alles war ihm klar geworden. Auf dem Hauptast einer riesigen Cypresse, die kaum zwanzig Schritt von ihm entfernt war, kauerte ein prächtiger buntgefleckter Jaguar und blickte ihn, während er mit seiner rauhen, blutroten Zunge über seine Schnauze hinleckte, mit glühenden Augen unverwandt an. Es lag eine echt katzenartige Behaglichkeit darin, wie sich das Tier auf seinem hohen Standpunkt wiegte, gleichsam in angenehmer Genugthuung über die nahe Beute, die ihm nicht leicht entgehen konnte.

Zu gleicher Zeit wurde es aber in den angrenzenden Gebüschen lebendig und zwei Männer — ein Weißer und ein Indianer — traten in den freien Raum. Der Anblick des Jaguars, der jeden Augenblick den Sprung ausführen konnte, schien sie keineswegs aus ihrer Ruhe zu bringen, vielmehr zeigte sich auf ihren Gesichtern ein Ausdruck der Befriedigung.

„Ah, Koutonepi . . . Curumilla, Ihr seid es?“ rief der Mexikaner erfreut aus. „Ihr kommt gerade im rechten Augenblick!“

„Fürwahr, diese Nachbarschaft hatte ich nicht erwartet!“ erwiderte der eine von ihnen in gutem Spanisch, das aber doch sogleich den Franzosen verriet. „Sei mir gegrüßt, du Kamerad dort oben! . . . Warte, wir werden uns gleich miteinander messen!“

„Darf man Euch nicht helfen, Don Valentin?“

„Danke, danke! Ich gedenke mit dem Burschen allein fertig zu werden.“

Ohne das Tier auch nur einen Moment lang aus den Augen zu verlieren, überzeugte sich der Neuangekommene, daß sein Machete ihm handlich sei, dann schritt er, den Rifle in der Faust, entschlossen auf den Feind zu. Schon richtete er die Büchse empor, um sie mit ihm in eine Linie zu bringen, als sich plötzlich ein durchdringendes Geheul von der entgegengesetzten Seite hören ließ.

„Schau, schau!“ brummte er für sich. „Ich bildete mir ein, die Bestie sei allein — nun sehe ich freilich, daß sie Gesellschaft hat. Um so interessanter!“

Er hatte sich nicht geirrt — ein zweiter Jaguar, größer noch als der erste, erschien und heftete seine funkelnden Augen auf ihn.

Die Bewohner der mexikanischen Grenze sind daran gewöhnt, beständig mit Menschen oder wilden Tieren im Kampfe zu liegen; die Gegenwart der grimmigen Katzen konnte daher die drei Männer durchaus nicht aus ihrer gewohnten Ruhe bringen. Der mit „Koutonepi“ Angesprochene schien sogar noch immer die Ehre des Sieges für sich allein beanspruchen zu wollen, denn er gab seinen Gefährten einen Wink, der dies deutlich verriet, und zog sich hierauf einige Schritte zurück, um die beiden Feinde vor sich zu haben. Don Miguel und der Indianer sahen in dem kecken Ehrgeiz des Jägers nichts Außergewöhnliches und blieben ruhig, auf ihre Büchsen gelehnt, stehen, indem sie ihm auf diese Weise freien Spielraum für die Beendigung seines gefährlichen Unternehmens gönnten.

Die Jaguare schienen es übrigens nicht eilig zu haben, über den Weißen herzufallen — sie mochten sich ihres Opfers für gewiß halten. Wohlgefällig leckten sie sich die Schnauze und strichen mit der Pfote übers Ohr, wobei sie die dem Katzengeschlecht eigene Anmut an den Tag legten. Der kaltblütige Jäger täuschte sich über diese anscheinende Absichtslosigkeit nicht, und in Erwägung, daß von jedem Augenblick Leben oder Tod abhängen konnte, zog er zum zweiten Male den Rifle an die Schulter. Dies beschleunigte augenscheinlich den ganzen Vorgang. Auch die Katzen mochten finden, daß es nunmehr Zeit zum Handeln sei — sie drückten sich zusammen, spannten die Muskeln an und sprangen.

Ein kurzer Schuß hallte durch den Wald. Der erste Jaguar, den die Kugel ins rechte Ohr getroffen hatte, rollte auf die Erde, wo er regungslos liegen blieb; den zweiten empfing der Jäger mit der Spitze seines Messers. Letzterer war nämlich auf den Boden niedergekniet, hatte den linken Arm blitzschnell mit dem Zarapé umwickelt und die rechte Hand mit dem scharfschneidigen Machete bewaffnet. Mensch und Tiger fielen übereinander her. Ein Kampf entspann sich, der aber nur wenige Sekunden dauerte und damit endete, daß das Tier plötzlich mit einem lauten, aber schnell

abgebrochenen Brüllen zurücksank. Mit einem sicheren Stoß hatte der Angegriffene ihm die Klinge ins Herz gebohrt. Kaltblütig richtete er sich hierauf empor, strich mit dem Messer einigemale über das Gras hinweg, um das Blut davon zu entfernen und wandte sich mit der ruhigen Frage zu den andern: „Nun, was sagt ihr dazu?"

„Gut gespielt, Don Valentin!" versetzte der Haziendero, welcher gleich dem Indianer bis dahin einen stummen Zuschauer abgegeben hatte. „Es war einer der gelungensten Doppelstreiche, die ich je gesehen!"

Bei diesem ehrlich gespendeten Lobe erhellte ein Lächeln das Gesicht des Jägers, und indem er seine Büchse mit köstlichem Gleichmut von neuem lud, als ob er nicht eben durch ein Wunder von Geschicklichkeit eine drohende Gefahr beseitigt hätte, erwiderte er ein wenig selbstgefällig: „Nun ja, die Kerle sind mit allen Ehren abgethan worden. Es ist aber nicht das erste Mal, wie Ihr wißt, und ich hoffe, auch nicht das letzte Mal. Während meines nun fast zehnjährigen Waldläuferlebens hat so manches schöne Stück Wild meinen Weg gekreuzt, und ich habe Uebung im Geschäft bekommen. Ja ja, davon wissen wir genug zu erzählen — was, Curumilla? Die da" — er deutete auf die beiden erlegten Jaguare — „sind nicht die schlimmsten Feinde. Wir haben deren ganz andere kennen gelernt! Aber nun kein Wort weiter, ehe nicht meinem Magen Gerechtigkeit widerfahren ist!"

Die drei Männer sammelten nunmehr eine Anzahl trockener Zweige, legten diese zu einem Haufen zusammen und zündeten sie an. Als die Flammen lustig zum Himmel emporloderten, zogen die beiden zuletzt Gekommenen Maistortillas, einige in Wasser gekochte Bataten und eine Flasche mit Pulque hervor und schickten sich zu einer kurzen Jägermahlzeit an, indem sie die genannten Vorräte vor sich auf dem Rasen ausbreiteten. Früher schon hatten sich die Schatten der Bäume immer mehr verlängert, und die Sonne, in dem blauen Aether einer feurigen Kugel gleich, war dem Horizonte immer näher gerückt. Die Wildnis, welche während der drückenden Hitze des Tages tot und öde gewesen, streifte alsbald ihre Starrheit ab und begann ihr nächtliches

Leben. Aus den dunklen geheimnisvollen Tiefen des Urwaldes ertönte von allen Seiten das dumpfe Geheul der Coyoten, vermischt mit dem Gezwitscher der Vögel in den Zweigen. Hundert Stimmen wurden laut, die tagsüber geschwiegen hatten. Die Lichtung der „Zerschmetterten Eiche“ war endlich, sowie die ganze Umgebung, in dichte Finsternis gehüllt, und nur der rötliche Widerschein des Feuers beleuchtete die energischen Züge der drei Männer, die da in ihrer phantastischen Tracht beisammen saßen.

Sechstes Kapitel.

Die Beratung.

Betrachten wir nun die zwei Ankömmlinge, die als die kühnsten Jäger an der Grenze galten, etwas näher. Beide zeigten in ihrem Aufzug eine wunderbare Mischung von wilden und zivilisierten Gewohnheiten. Ihr Haar, das sie, einem gewissen indianischen Ehrgeiz folgend, lang trugen, war mit Otterhäuten und bunten Schnüren durchflochten, und diesem Kopfputze war die Kleidung angemessen. Ein Jagdhemd von brennendrotem Baumwollenstoff reichte ihnen bis an das Knie; schellenbesetzte Gamaschen bedeckten ihre Beine, und an den Füßen hatten sie jene mit unechten Perlen geschmückten Moksens oder Mokassins, wie sie die Squaws (Frauen) der Rothäute so geschickt zu verfertigen wissen. Eine bunte Decke, welche ein Gürtel von gegerbter Damhirschhaut um die Hüften befestigte, verhüllte ihre ganze Gestalt; doch wurden bei jeder ihrer Bewegungen die blitzenden Waffen sichtbar, die dahinter verborgen waren. Auf den ersten Blick hätte man die beiden Männer für Indianer halten können, indessen mußte man bei genauerer Betrachtung bemerken, daß der eine, der zudem den gebräuchlichen mexikanischen Filzhut mit der Toquilla trug, einer jener weißen Trapper war, deren Kühnheit in jener Gegend sprichwörtlich geworden ist. Koutonepi oder „Fährtensucher“ — so hatte Don Miguel ihn genannt — zählte etwa sieben- bis achtunddreißig Jahre. Sein Kopfhaar und der Bart,

welcher den ganzen unteren Teil des Gesichtes umrahmte, waren blond, die Nase leicht gebogen, der Mund mit blendend weißen Zähnen versehen, und in seinen großen blauen gedankenvollen Augen lag ein Ausdruck, welcher Güte, Rechtschaffenheit, Mut ohne Prahlerei und einen unbezwingbaren Willen verkündete. Von hohem Wuchs und stählernen Gliedern bot er ein ansprechendes Bild edler Manneskraft. Eigentlich hieß er Valentin Guillois und Frankreich war sein Vaterland. Verschiedenartige Umstände*) hatten ihn zuerst nach Chile und später in die mexikanischen Einöden geführt, wo er sich nun schon seit Jahren aufhielt. — Der andere, sein unzertrennlicher Gefährte, war von gleich muskulösem Gliederbau und gehörte dem indianischen Volksstamme an. Seine Gesichtsbildung zeigte den Typus der Araukaner oder Aukas, einer Menschenrasse, die einen Landstrich im Süden von Chile bewohnt. Sein Aussehen war, wie das seines Freundes, edel und sein Gliederbau muskulös. Der Name Curumilla, welchen er führte (das ist auf Araukanisch „Der Schwarze") fand seine Begründung darin, daß die glänzende Kupferfarbe, die den Eingeborenen Amerikas kennzeichnet, bei ihm um ein Merkliches dunkler war, wie bei seinesgleichen. Das purpurrote, um die Stirne laufende Band und die Feder vom Adler der Anden, welche er über dem rechten Ohre trug, ließen in ihm sofort einen Ulmen oder Häuptling der Aukas erkennen.

Die Beschäftigung dieser beiden Bewohner der Wildnis war, den Tieren des Waldes und der weiten Prärieen nachzujagen. Wenn sie eine hinreichende Anzahl von Pelzen zusammengebracht hatten, brachten sie dieselben zum Verkauf in die nächsten Ansiedelungen und versahen sich hier mit neuen Vorräten von Pulver und Kugeln, worauf sie wieder in ihr Wüstenreich zurückkehrten, um den Kampf ums Dasein aufs neue zu beginnen. Oft verdingten sie sich auch auf acht oder vierzehn Tage bei den Besitzern von Haziendas, um sie von den Raubtieren zu befreien, die ihre Herden angriffen. War dann der Feind besiegt und die hiefür aus-

*) Siehe die Erzählung „Antinahuel der Großtoqui" in demselben Verlage.

gesetzte Prämie gewonnen, so warfen sie, aller glänzenden Versprechungen ungeachtet, die Büchsen über die Schulter und gingen weiter. Mit Don Miguel Zarate waren sie bei einer außergewöhnlichen Gelegenheit bekannt geworden. Der Mexikaner hatte nämlich während einer stürmischen Nacht die Erhaltung seines Lebens nur dem zufällig hinzukommenden Don Valentin zu verdanken, der seinem Pferde, als es, sinnlos vor Entsetzen, einem furchtbaren Abgrund zujagte, in dem Augenblicke, wo es im Begriffe stand, mit seinem Reiter in die Tiefe zu springen, eine Kugel durch den Kopf schoß. Seitdem waren die Jäger mit dem reichen Haziendero und seiner Familie stets in freundschaftlichen Beziehungen geblieben.

Wie erwähnt, hatten sich die Lagernden zu einer kurzen Mahlzeit angeschickt. Nachdem die Flasche die Runde gemacht und die Tortillas verschwunden waren, drehte sich Don Miguel ein Papelito (Cigarette), während sich Curumilla und der Fährtensucher damit beschäftigten, den Jaguaren mit ihren Messern das Fell abzuziehen. Das Stillschweigen wurde zuerst durch den Mexikaner gebrochen, welcher, sich an Valentin wendend, sagte: „Da Ihr mich hierherberufen habt, mein Freund, darf ich wohl voraussetzen, daß Ihr mir etwas von Wichtigkeit zu sagen habt?“

„Etwas von großer Wichtigkeit, in der That!“ erwiderte der Franzose. „Ihr hättet unrecht gethan, nicht zu kommen. Zunächst wird es Euch interessieren, zu erfahren, daß das bisher wenig besuchte Bisonthal der Schlupfwinkel für eine Anzahl von Schurken geworden ist, wie sie die Welt noch selten gesehen hat.“

„Ich weiß es bereits,“ nickte Don Miguel, „und wollte mich ohnedies über diesen Punkt mit Euch besprechen, Amigo (Freund). Ihr kennt also den niederträchtigen Burschen, der es gewagt hat, mir in meinem Eigentume die Stirn zu bieten?“

„Ob ich ihn kenne? Es ist das größte Gaunerblut seit Menschengedenken! Der Bursche besitzt ein Gewissen, dehnbar wie Kautschuk.“

„Carajo! Warum läßt man solche Menschen frei herumlaufen?“

„Was will man thun? Der Rote Wolf hat sich noch immer dem Arm der Gerechtigkeit zu entziehen gewußt, und den Dieb hängt man erst, wenn man ihn gefangen hat! Man muß es ihm lassen, er ist schlau wie ein Biber, und es wäre sehr schwer, ihm etwas zu beweisen. Das schlimmste ist, daß er so häufig seinen Wohnort wechselt und stets neue Schauplätze für seine Schandthaten sucht. Ungezählt sind die Opfer, die seine Habgier und Grausamkeit gefordert hat!“

„Wahrhaftig, jetzt bedaure ich es doppelt, wenn mein Stoß zu schwach gewesen sein sollte, das Leben eines solchen Ungeheuers zu enden!“ rief der Haziendero aus. „Aber davon muß ich Euch erst erzählen. Hört mich an!“

Don Miguel gab nun eine kurze Schilderung der Begebenheiten, soweit sie mit der berüchtigten Persönlichkeit des „Menschenfressers“ in Verbindung standen und schloß mit der letzterlebten Scene im Jakal. Die gedankenvollen Blicke der beiden Zuhörer verrieten deutlich genug, welche Bedeutung sie der Sache beilegten. Eine längere Pause trat ein. Endlich wendete sich Valentin an seinen Gefährten, als ob er ihn auffordern wollte, seine Meinung auszusprechen. In den tiefen Gutturaltönen der Araukaner äußerte sich dieser gegen Don Miguel: „Eine unglückliche Fügung hat meinen Vater mit einem Hund von seiner Farbe zusammengeführt, der nur Spuren von Blut hinter sich läßt. Er hat aber gehandelt wie ein Mann. Nur war er nicht vorsichtig genug. Wenn man solches Ungeziefer am Wege findet, so muß man es zertreten.“

„Caspita,“ fügte Valentin hinzu, „es wäre die schönste Gelegenheit gewesen, die Welt von diesem Bösewicht zu befreien!“

„Aber noch ist es nicht erwiesen, daß er dem verdienten Schicksale entgangen ist,“ wendete der Haziendero ein.

„Ein Auge wie das Mookapeks täuscht sich nicht!“ versetzte der Jäger kopfschüttelnd. „Nun heißt es auf Eurer Hut sein, denn von Stunde an droht Euch Gefahr in jeder Gestalt! Ihr habt mit einem nordamerikanischen Räuber, einem Auswurf der Vereinigten Staaten, angebunden und das kann nur mit der gänzlichen Vernichtung des einen oder anderen Teiles enden!“

„Ihr übertreibt! Wie könnte dieser Mensch mir schaden? Habe ich ihm nicht die Briefe entrissen?“

„Ihr versteht mich nicht, Caballero!“ bedeutete der Fährtensucher. „Ich meine keineswegs, daß der Rote Wolf Euch von dieser Seite packen wird. Aber es ist nicht der einzige Weg, um eine Todfeindschaft auszutragen. Dieser Bandit ist ein zu hartgesottener Bösewicht, um nicht andere Mittel zu finden.“

„Mein Vater hat Familie!“ ergänzte Curumilla vielsagend. „Das Auge des Adlers und die Wachsamkeit des Kastors sind ihm notwendig!“

Don Miguel sprang bei dieser Andeutung erschrocken vom Boden empor. Sein Gesicht war blaß geworden, und er rang sichtlich nach Atem.

„Meint Ihr, daß dieser Elende die ihm durch mich zugefügte Beleidigung an meinen Kindern wird rächen wollen?“ stammelte er.

„Gott verhüte, daß wir Euch unnützerweise erschrecken,“ beruhigte ihn Valentin. „Setzt Euch nur wieder ans Feuer und laßt uns ruhig darüber beraten, was sich thun läßt, um solchem Unheile vorzubeugen. Wollt Ihr auf unseren Rat hören?“

„Nicht nur das, ich will ihn auch befolgen.“

„Nun, nach meinem Ermessen wäre es zweckmäßig, Euch die Unterstützung irgend eines mächtigen Freundes zu sichern. Ich weiß zwar, Ihr selbst verfügt über zahlreiche Menschenkräfte, — doch würden diese schwerlich ausreichen. Eure Peones und Vaqueros würden, das könnt Ihr mir aufs Wort glauben, in den weiten Ebenen der Apacheria eine ziemlich jämmerliche Rolle spielen. Ich setze, wie Ihr seht, den Fall, daß Ihr mit dem Schurken draußen in der Wildnis zu thun bekommt. Es wäre wohl nicht schwer, einen hervorragenden Häuptling für Euch zu gewinnen, denn auch Ihr habt ja für die roten Männer von jeher alles gethan, was in Euren Kräften stand.“

„Ihr denkt gewiß an Haboutzelke, das Einhorn?“

„Ja, Sennor, und mit gutem Bedacht. Haboutzelke wird Euch als ein alter Bekannter von mir gerne zu Diensten stehen. Dem Rufe nach kennt er Euch ja längst, und

es würde sich nur darum handeln, ihn persönlich mit Euch bekannt zu machen. Das aber halte ich für sehr einfach. Jedenfalls werdet Ihr, wie immer um diese Zeit, auf Euren Besitzungen eine Jagd auf wilde Pferde veranstalten. Ihr braucht den Häuptling nur einzuladen, daran teilzunehmen."

„Bueno, so mag es gehen! Seid so freundlich, Don Valentin, die Einladung zu übernehmen!"

„Gerne. Ich und Curumilla, wir werden den Sachem der Komanchen unverzüglich aufsuchen. Wann wird die Jagd stattfinden?"

„Sagen wir heute über zwei Wochen."

„Um diese Zeit sollt Ihr Haboutzelke sehen, wenn er anders nicht auf einem Kriegszuge begriffen ist und sich zu weit von den Ansiedlungen entfernt hat! — Aber was habt Ihr in Bezug auf den räuberischen Yankee beschlossen?"

„Ich werde kurzen Prozeß machen und die frechen Burschen durch meine Leute aus dem Bisonthale fortjagen lassen," erwiderte Don Miguel. „Da der ehrenwerte Don Luciano Perez sich zu schwach fühlt, mir zu meinem Rechte zu verhelfen, muß ich auf eigene Faust handeln."

„Allerdings. Damit aber Eure Absichten nicht vorzeitig durchkreuzt werden, möchte ich Euch noch einen Wink geben! Unter Euren Dienstleuten befindet sich ein Mann Namens Andreas Garotte?"

„Jawohl."

„Nehmt Euch in acht vor ihm! Wie wir durch Zufall erfahren haben, ist dieser Mann, ehe er bei Euch Arriero (Maultiertreiber) wurde, einem nicht sehr sauberen Geschäfte nachgegangen! Ich will aus seiner Vergangenheit keinen Schluß auf die Gegenwart ziehen, indessen ist hinreichend Ursache vorhanden, den Burschen nicht aus den Augen zu lassen."

„Bei meinem Wort, das soll geschehen! Und da er Euch verdächtig ist, so werde ich ihm bei der erstbesten Gelegenheit den Abschied geben."

Koutonepi nickte beifällig und erhob sich, welchem Beispiel sein indianischer Gefährte folgte.

„Jetzt bin ich ruhig, Don Miguel," sprach er. „Ich

weiß, Ihr werdet unsere Warnungen beherzigen. Es bleibt dabei, innerhalb der festgesetzten Zeit bringe ich Euch den Komanchenhäuptling, und Ihr mögt dann mit ihm abmachen, was Euch gut dünkt. Wenn die Umstände es zulassen, kommen auch wir mit. Lebt indessen wohl und grüßt mir Don Pablo und die Sennora! Ich hoffe sie baldigst wiederzusehen."

Ein herzliches Händeschütteln folgte, dann trennten sich die drei Männer. Der Haziendero bestieg wieder sein Pferd, während die beiden Jäger in entgegengesetzter Richtung sich entfernten. In der Lichtung der „Zerschmetterten Eiche" herrschte gleich darauf wieder die frühere tiefe Stille.

Siebentes Kapitel.

Eine Jagd auf wilde Pferde.

Als Don Miguel Zarate am darauffolgenden Tage eine ansehnliche Zahl Diener nach dem Bisonthale sandte, um den Squatter mit seinen Söhnen gewaltsam daraus zu vertreiben, brachten sie die Nachricht zurück, daß dieselben verschwunden wären. Dies berührte den Gutsbesitzer keineswegs angenehm. Allerdings war dadurch ein feindlicher Zusammenstoß vermieden, der die Erbitterung notwendig noch steigern mußte, aber andererseits blieb es zweifelhaft, ob die Yankees die Gegend verlassen hatten. Die Lage des Haziendero hatte sich also eigentlich verschlimmert, denn er hatte es nun mit einem unsichtbaren Gegner zu thun, der seine Anschläge vermutlich aus dem Dunkel auf ihn führen würde.

Die aufmerksame Beobachtung Garottes ergab nichts Auffälliges. Das Verhalten dieses Mannes war ein mustergültiges und nichts deutete darauf hin, daß er eine Doppelrolle spielte. Und doch hatte Don Valentin mit seiner Behauptung recht, denn Garotte war nicht nur ein langjähriger Genosse des Squatters und hatte bei mancher unwürdigen That desselben mitgeholfen, sondern war bis in die allerletzte Zeit mit ihm in geheimer Verbindung gewesen. Es

hatte sogar an ganz demselben Abend, an welchem der Fährtensucher gegen den Haziendero seinen Argwohn äußerte, zwischen ihnen eine Zusammenkunft auf dem der Hazienda zunächstgelegenen Zuckerrohrfelde stattgefunden, bei welcher Gelegenheit finstre Rachepläne gegen Don Miguel geschmiedet wurden. Man sieht, daß der Rote Wolf sich schnell genug von seiner Verwundung erholt hatte.

Die Zeit bis zu der verabredeten Pferdejagd verstrich ohne irgend ein nennenswertes Ereignis. Die Hazienda de la Noria hatte Gäste erhalten. Wie in Aussicht gestellt worden, war der Fährtensucher mit seinem Freunde Curumilla eingetroffen, und mit ihnen waren der Komanchen-Sachem Habout̮zelke (das Einhorn), sowie General Ibanez, ein Gesinnungsgenosse Don Miguels, erschienen.

Haboutzelke war, trotz dem hohen Rang, den er unter seinen roten Brüdern einnahm, kaum mehr als einunddreißig Jahre alt. Sein schwarzes Haar, aus dem hinten zur Zierde ein langes Büffelhorn emporragte, war helmförmig zu einem Knoten aufgebunden und fiel dann wie eine Mähne auf den Rücken hinunter. Ein Ueberfluß von Wampums (Muscheln) und Halsschnüren, mit den Klauen und Zähnen des grauen Bären behängt, schmückte seine Brust, auf welcher das handgroße, fein ausgeführte Bild einer blauen Schildkröte — das Abzeichen seines Stammes — zu sehen war. Der Mitasse, der vermittelst eines ledernen Gürtels um die Hüften befestigt war, ein damhirschledernes Hemd, dessen lange hängende Aermel mit Federn besetzt waren, ein weiter Mantel von Büffelhaut, durch eine Agraffe festgehalten und Mokfens, an denen etliche Wolfsschwänze herabhingen, bildeten seine Bekleidung. Seine Bewaffnung bestand aus Skalpmesser, Büchse, Tomahawk, Schild, Bogen und Köcher. Eine kurzstielige rotbemalte Peitsche, welche mit menschlichen Kopfhäuten verziert war, kennzeichnete den Eigentümer als einen hervorragenden Häuptling der gefürchteten Komanchennation.

Aber noch eine bemerkenswerte Persönlichkeit war auf der Hazienda anwesend, ein würdiger Missionär, Namens Seraphim. Seit fünf Jahren durchreiste dieser Verkündiger des göttlichen Wortes die Einöden von Texas und Neumexiko, nur mit dem Wanderstabe bewaffnet, der ihn stützen sollte,

predigte den Indianern das Evangelium und kümmerte sich weder um die harten Entbehrungen, die er zu erdulden hatte, noch um den Tod, der ihm beständig drohte. Immer nur seiner heiligen Aufgabe eingedenk, die er sich gestellt, konnte er, der die Milde, Selbstverleugnung und Charakterfestigkeit eines Apostels besaß, wohl als einer jener Märtyrer des Glaubens gelten, welche ohne Zögern ihr Leben zum Opfer darbringen, wenn sie dadurch nur eine Seele zum Licht der Wahrheit führen können. Pater Seraphim, dem Orden des heiligen Lazarus zugehörig, hatte sich denn auch die Liebe und Achtung aller erworben, mit denen der Zufall ihn in Berührung gebracht, und selbst die heidnischen Völkerschaften des Westens, die den „Mann des Gebetes“ anfänglich für ihren Feind angesehen, wendeten ihm ihr Wohlwollen zu, da er seine fromme Lehre in Werken aufopfernder Menschenliebe bethätigte.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß der reiche Gutsbesitzer seine Gäste mit größter Liebenswürdigkeit behandelte und alles that, was ihnen den Aufenthalt auf seiner Hazienda angenehm machen konnte. Haboutzelkes Herz ward im Sturm erobert. Er sowohl, wie General Ibanez wurden nun in die Vorfälle der letzten Zeit eingeweiht, und letzterer einigte sich angesichts der durch den Squatter ausgebeuteten Geheimnisse mit dem Haziendero dahin, für die nächste Zukunft alle politischen Pläne ruhen zu lassen.

An dem Tage, an welchem die Jagd stattfinden sollte, sendete Don Miguel Zarate früh morgens eine Anzahl Peones und Vaqueros aus, um die wilden Prärie-Mustangs aufzuspüren und nach der „Coyoten-Ebene“ zu treiben. Er selbst machte sich bald darauf mit seinen Freunden und einer zahlreichen Gesellschaft, sowie einer gutberittenen Dienertruppe auf den Weg, um sich nach dem betreffenden Ort zu begeben. Nachdem der Zug, welcher infolge der vielen blitzenden Gold- und Silberschabracken einen überraschenden Anblick darbot, ungefähr vier Stunden vorgerückt war, erreichte man gegen zehn Uhr ein Dickicht, in dessen Schutz der Haziendero schon früher hatte Zelte aufschlagen lassen. Eine kleine Erfrischung that vor dem Beginn der Jagd not, denn die Reiter — unter denen sich auch etliche Damen

befanden — hatten von der Sonnenhitze viel zu erdulden gehabt. Als die Meldung eintraf, daß die Pferde aufgespürt worden wären und eben eine zahlreiche Manada (Herde) durch die Coyoten-Ebene jage, brach die Truppe unter Zurücklassung der weiblichen Begleitung und Pater Seraphims rasch auf, denn man mußte sich beeilen, wenn man einen reichlichen Fang thun wollte.

Die Coyoten-Ebene erstreckte sich längs den Ufern des Rio del Norte in unermeßlichen Fernen. Aus dem hohen Grase, das den Reitern bis an den Gürtel reichte, ragten nur hie und da einige bewaldete Hügel empor, welche in die einförmige Landschaft etwas Abwechselung brachten. Hier an diesem Orte pflegten die wilden Pferde mit besonderer Vorliebe zu weiden, da sie sich frei bewegen konnten und der nahe Fluß ihnen eine willkommene Tränke war.

Die Rasse der ungezähmten Pferde, welche gegenwärtig die Einöden Amerikas und namentlich jene Mexikos bevölkert, stammt von den Tieren der spanischen Eroberer; es ist somit eine arabisch-andalusische Rasse und dieselbe hat sich in der neuen Heimat in großartiger Weise vermehrt. Es kommt vor, daß man Manadas begegnet, die fünfzehn-, ja zwanzigtausend Köpfe zählen. Diese wilden ungezügelten Geschöpfe sind von kleiner Gestalt, aber so kräftig und feurig, daß man sich davon nicht leicht den richtigen Begriff machen kann. Ohne Ermüdung legen sie die ungeheuerlichsten Strecken zurück. Ihre Haut gleicht der der gewöhnlichen Pferde; nur im Winter bedeckt sich dieselbe mit langem gekräuseltem Haar, ähnlich der Schafwolle, eine Art Pelz, welche sie im Frühjahr wieder verlieren. Sind die amerikanischen Wildpferde (Mustangs) einmal eingefangen und dressiert, so gewöhnen sie sich bald an den Sattel und zeigen keinen Hang mehr, zu ihrem wilden Leben zurückzukehren. Das ist umsomehr zu wundern, als sie auf der Weide häufig sich selbst überlassen sind und ohne andre Aufsicht, als die der Nena oder Mutterstute, oft ganze Nächte im Freien herumlaufen.

Sobald die Jagdbeflissenen sich an Ort und Stelle befanden, erstiegen sie eine kleine Anhöhe, um einen besseren Ueberblick über die Landschaft zu gewinnen, und hielten

dann kurzen Rat. Die Manada, welche nebst einigen Büffeln und Elks friedlich auf der Ebene weidete, war vielleicht achttausend Köpfe stark — es stand also immerhin reiche Beute in Aussicht. Rasch wurde ein weiter Halbkreis gebildet, d. h. die Reiter stellten sich in gleichen Entfernungen voneinander auf und näherten sich dann gleichzeitig der Herde, um sie nach einer Richtung, wo sich zwei steile Hügellehnen befanden, fortzutreiben. Nun sind die Mustangs außerordentlich mißtrauisch; ihr Instinkt ist so scharf, ihr Geruch so fein, daß ihnen der leiseste Windhauch von den verborgenen Feinden Witterung gibt. Aus diesem Grunde mußte die größte Vorsicht angewendet und sehr behutsam zu Werk gegangen werden. Die Pferde durften nicht früher von der ihnen drohenden Gefahr Kenntnis bekommen, bis man in die Nähe der erwähnten Hügellehnen gekommen war. Als dies geschehen war, stiegen die Jäger von ihren Pferden und schlichen, dieselben nach sich ziehend, durch das hohe Gras, um den Kreis um die Manada enger und enger zu schließen. Stunden verstrichen auf diese Weise, und schon brannte die heiße Nachmittagssonne auf den weiten Wiesenstrich herab, als die Herde anfing, Zeichen von Unruhe an den Tag zu legen. Die Tiere hörten auf zu grasen, erhoben die Köpfe, spitzten die Ohren und zogen wiehernd die Luft ein. Auf einmal vereinigten sie sich, bildeten eine dichte Masse und trabten nach einem Gehölz von Silberpappeln, das am Ufer des Flusses stand. Längeres Zögern wäre jetzt Zeitverlust gewesen. Don Miguel gab daher das verabredete Zeichen, und nun sprengten sechs gutbewaffnete Vaqueros mit verhängtem Zügel der Manada entgegen, indem sie die Lassos oder Reatas über ihren Köpfen schwangen. Die Mustangs, erschreckt von dem Anblick der Reiter, kehrten eiligst um, wieherten angstvoll und flüchteten nach einer andern Richtung. Aber auch hier stießen sie auf Feinde, welche ihnen entgegenjagten und sie zwangen, umzukehren. Es war ein großartiges Schauspiel, diese edlen Tiere mit den feurigen Augen, schaumbedeckten Nüstern, stolz zurückgeworfenen Köpfen und wehenden Mähnen in dem verhängnisvollen Kreise, den die Mexikaner um sie gezogen hatten, hin und her sprengen zu sehen. Der Anblick hatte etwas

Berauschendes für die Jäger und riß sie zu einem Taumel der Begeisterung fort. Eine Zeitlang dauerte noch die wilde Hetze, dann aber, als die Mustangs allmählich von blinder Wut befallen wurden, öffnete sich der Kreis der Menschen plötzlich nach der Seite hin, auf welcher sich der Hohlweg befand. Mit donnerähnlichem Getrappel stürzten sich die wilden Pferde auf den sich vor ihnen erschließenden Ausgang, wobei sie alles zu Boden rannten, was ihnen hinderlich war. Ohne zu bemerken, daß der Weg, den sie eingeschlagen hatten, unausbleiblich zur Gefangenschaft führe, ergoß sich die wilde Flut gerade in die enge Schlucht hinein, welche von den zwei steilen Hügelwänden begrenzt wurde. Am Ende derselben hatten die Vaqueros hohe Pfähle in die Erde geschlagen und mit festen Stricken von gedrehter Baumrinde untereinander befestigt, so daß dadurch ein ungeheurer Corral hergestellt wurde. Blindlings drängten sich die armen gehetzten Tiere in ihr Gefängnis. Im Nu war der Raum vollgepfropft. Wütend suchten nun die vordersten Mustangs die Schranken zu durchbrechen, wurden aber bei dieser Gelegenheit durch die Jäger von dem übrigen Teil der Manada abgetrennt und ihnen durch eine dichte Menschenmauer der Rückweg versperrt. Die Nutzlosigkeit ihrer Anstrengungen einsehend, stellten sie endlich ihre verzweifelten Versuche, sich freie Bahn zu erzwingen, ein, ließen sich ermattet auf dem Boden nieder und blieben regungslos liegen. Sie waren besiegt und gestanden ihre Niederlage ein. Auf diese Weise wurden gegen tausend Pferde gefangen.

Unterdessen entspann sich ein wütender Kampf zwischen den Vaqueros und den noch innerhalb der Schranken befindlichen Mustangs. Die eingepferchten Tiere fühlten doch instinktmäßig die Möglichkeit einer Rettung heraus, indem sie den Weg, den sie hergekommen waren, wieder zurückdrängten. Ausschlagend und alles niedertretend, was in ihr Bereich kam, gelang es ihnen wirklich, aus dem Engpaß zu brechen, und jetzt ergossen sie sich mit der Gewalt einer rollenden Lawine über die Ebene.

Mehrere Vaqueros waren gestürzt und von den Hufen der Pferde verletzt worden, so daß sie aufgehoben und fortgetragen werden mußten. Unter denen, für welche die

Jagd einen schlimmen Ausgang nehmen zu wollen schien, befand sich auch Don Pablo Zarate, der, bereits genesen, es sich nicht hatte nehmen lassen, an dem Vergnügen teilzunehmen. Vom jugendlichen Feuer hingerissen, hatte er sich mitten in die Manada hineingestürzt — eine Unvorsichtigkeit, die er sogleich bereute, da sein Pferd einen furchtbaren Schlag ins Knie bekam und augenblicklich zusammenbrach. Alle, welche die unglückselige Lage des jungen Mannes bemerkten, hielten ihn für verloren. Inmitten der rasenden Pferdemasse mußte er von den Hufen derselben notwendig zerstampft werden. Don Pablo selbst war sich der Gefahr, in welcher er schwebte, wohl bewußt — doch brachte ihn dies nicht aus der Fassung. Mit Blitzesschnelle sich erhebend, ergriff er die Mähne des nächstbesten Pferdes und schwang sich auf den Rücken desselben, wo er, da unter den eng aneinandergepreßten Rossen eine andre Stellung unmöglich war, niederkniete und sich krampfhaft anklammerte. Nun entstand ein unerhörter Kampf zwischen Roß und Reiter. Das edle Tier, das mit Unwillen die ungewohnte Last auf seinem Rücken fühlte, wieherte laut auf, drängte vorwärts und zurück, bäumte sich und schlug nach allen Seiten aus — doch vergebens, denn Pablo hing wie eine Klette an ihm fest. Solange der Mustang mit den andern Pferden sich noch im Hohlwege befand, war er natürlich in seinen Bewegungen gehemmt; dies brachte er aber ein, als er auf die Ebene hinausgelangt war. Den Kopf hoch emporhebend, machte er zuerst einige Seitensprünge und stäubte dann mit aufgeblähten Nüstern davon, mit einer Schnelligkeit, welche den jungen Mann des Atems beraubte. Don Pablo hatte sich nunmehr regelrecht auf den Rücken des schnaubenden Renners gesetzt, und indem er ihm die Kniee fest in die Seiten drückte, band er seine Halsbinde los, um besser atmen zu können.

Die Mexikaner folgten dem Schauspiel mit einem Gemisch von Staunen und Schrecken. Das Pferd rannte in gerader Richtung nach dem Flusse, anscheinend entschlossen, sich lieber zu ertränken, als sich besiegen zu lassen. Zu diesem Aeußersten sollte es aber nicht kommen. Don Pablo hatte bereits seinen Plan fertig. Sich fest an den Hals des pfeilschnell hinschießenden Prärie-Mustangs klammernd,

schlang er ihm mit einer raschen Bewegung die abgenommene Halsbinde um die Augen. Das plötzlich erblindete Tier hielt augenblicklich an, bäumte sich in die Höhe und blieb dann mit zitternden Füßen stehen. Der mutige Bändiger sprang nun ab, nahm den Kopf des Pferdes zwischen seine Hände und blies ihm in die Nüstern, während er es sanft auf der Stirn kraute. Einige Minuten verstrichen so. Wenn auch das Roß noch immer schnaubte, so wagte es doch nicht, sich zu regen. Noch eine Weile wartete Don Pablo, worauf er, seines Sieges gewiß, dem Mustang die verhüllende Binde vom Kopfe löste. Der Widerstand des Tieres war gebrochen und willig gehorchte es seinem Ueberwältiger, als dieser es eine kurze Strecke hinter sich herzog und ihm den Zaum, das Kennzeichen seiner künftigen Sklaverei anlegte.

Während ein Vaquero das Pferd fortführte, drängte sich alles zu dem jungen Mexikaner heran, um ihm zu dem glänzenden Erfolge seines Kunststückes Glück zu wünschen. Stolz lächelnd dankte er und eilte hierauf dem auf ihn zukommenden Don Miguel entgegen, der ihn, Thränen der Freude im Auge, umarmte. Der Haziendero hatte eine halbe Stunde lang an dem Leben seines Sohnes verzweifelt.

Nachdem der Pferdefang beendet war, gab es natürlich gegenseitig viel zu erzählen. Jeder wußte von seinen Heldenthaten Rühmens zu machen. Mit Don Pablo teilten sich Haboutzelke, Don Valentin und Curumilla in die Lorbeeren des Tages. Besonders der Komanchen-Sachem hatte, ein leidenschaftlicher Jäger, wie alle Rothäute, eine Thätigkeit entwickelt, die seiner natürlichen Charakteranlage entsprach.

Nunmehr aber war es Zeit, an die Rückkehr zu denken, denn schon sank die Sonne auf den Horizont herunter. Da die Hazienda de la Noria mindestens zehn Meilen weit entfernt war, so mußte man den Marsch beschleunigen, wenn man nicht die Nacht im Freien zubringen wollte. Don Miguel gab daher seinen Vaqueros, die während der Jagd als Treiber gedient hatten, Befehl, die eingefangenen Pferde mit seinem Namenszuge zu zeichnen und in die einstweilen errichteten Notställe zu bringen, worauf er mit seinen Gästen sich nach dem Orte begab, wo die zurückgebliebenen Damen sie erwarteten.

Ueber der wilden urweltlichen Gegend waltete jetzt eine feierliche Stille. Der Anblick der Prärie unter dem von tausend Sternen blitzenden Himmelsdome, durchdrungen von dem Hauch der Unendlichkeit und belebt von keinem andern Laut als einem gelegentlichen Rauschen, wenn der Wind über die grünen Spitzen der Bäume und Gräser hinwegstrich, hatte zu dieser Stunde etwas Geheimnisvolles und Ergreifendes. Später fing die Wildnis an sich zu beleben. Die Vögel, welche bisher, von der Hitze betäubt, geschwiegen hatten: die Kenzontle, die Kardinäle mit der rosenfarbenen Kehle, die Blauvögel und Papageien schwatzten fröhlich unter dem Laube. In der Ferne huschten Herden leichtfüßiger Antilopen und furchtsamer Aschatas über die Ebene, und zuweilen zeigten sich nahe dem Horizonte scheue Manadas von Steppenpferden, unter deren Hufen feine Staubwolken aufwirbelten. Auch das Gebell der Coyoten wurde endlich hörbar und der kreischende Ton des großen Adlers der Sierra Madre, welcher sich hoch oben in den Lüften wiegte.

Gleichmäßig setzte die Gesellschaft den Weg weiter fort. Die Luft hatte eine so merkwürdige Durchsichtigkeit angenommen, daß es dem Auge möglich wurde, weit hinaus in die Ferne zu schweifen. Nichts Verdächtiges ließ sich wahrnehmen. Ungefähr eine Meile weit weg, konnte man den flackernden Schein vor den Zelten angezündeter Feuer herblitzen sehen. Um dieses ihr Ziel so schnell wie möglich zu erreichen, setzte sich die Truppe, die bisher im Trabe geritten war, in Galopp und hatte sich auch bald bis auf ein paar hundert Schritte genähert. In diesem Augenblicke gab Valentin, welcher sich unter den vordersten Reitern befand, ein warnendes Zeichen.

„Still!“ flüsterte er, den Finger auf die Lippen legend. „Ich höre ein verdächtiges Geräusch in der Nähe!“

Die Leute standen still und lauschten, während der Fährtensucher vom Pferde stieg und das Ohr auf den Boden drückte. Nichts aber rührte sich.

„Nein, ich täuschte mich nicht,“ sagte Don Valentin wie im Selbstgespräch zu sich. „Es geht irgend etwas vor da drüben! — Sind alle Waffen geladen, Sennores?“



„Was gibt es? Wo wollt Ihr hin?“ rief Don Valentin, indem er dem Fremden die Pistole an die Brust setzte. (S. 59.)

wandte er sich lauter an seine Begleiter. „Wir werden ihrer vielleicht bedürfen."

Unruhe malte sich bei diesen Worten auf allen Gesichtern, und dieselbe wurde noch gesteigert, als plötzlich ein Schuß ertönte. Zugleich ließ sich Pferdehufschlag vernehmen. Ein Reiter nahte sich, welcher sein Roß ausgreifen ließ, als ob die wilde Jagd hinter ihm her wäre. Im Augenblicke, als er den Zug fast erreicht hatte, sprang Don Valentin vor und riß den Zügel des Pferdes an sich.

„Was gibt es? Wo wollt Ihr hin?" rief er, indem er dem Fremden die Pistole an die Brust setzte. Doch prallte er sogleich zurück, denn wie es ihm schien war es der würdige Missionär, den er bedrohte.

In der That war es, wie sich sogleich herausstellte, Pater Seraphim, und in einem atemlosen, fürchterlich aufgeregten Zustande.

„Gott sei Dank, daß Ihr es seid!" keuchte er, und auf den Weg deutend, den er hergekommen war, fügte er hinzu: „Flieht, flieht! Oder nein, vielleicht ist es noch möglich, sie zu retten!"

„Wen zu retten?" fragten zehn Stimmen auf einmal.

„Donna Klara! Eilt, so schnell ihr könnt!" drängte der Missionär. „Jeder Augenblick ist Goldes wert! — Ah, es ist zu spät! — Seht ihr sie dort? — Sie schleppen sie mit sich! — Nur der Allmächtige kann ihr noch Schutz gewähren! . . ."

Und überwältigt von Schrecken und Aufregung sank er vom Pferde und wäre zu Boden gestürzt, wenn die Umstehenden ihn nicht in ihren Armen aufgefangen hätten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Achtes Kapitel.

Ins Werk gesetzt.

Der Rote Wolf und Andreas Garotte waren seit ihrer letzten Zusammenkunft nicht müßig gewesen. Beide Männer, vollständig geeignet, einander zu verstehen, hatten mit unglaublicher Gewandtheit manövriert. Als der Arriero erfuhr, daß der weibliche Teil der Jagdgesellschaft mit einer kleinen

Anzahl Peones am Rand der Coyoten-Ebene zurückbleiben sollte, um das Schauspiel des Pferdefanges ohne Gefahr verfolgen zu können, verständigte er hiervon sogleich den Squatter, und ein Ueberfall wurde verabredet. Kitasta-Jouté sollte sich mit seinen Raubgenossen, die er stets um sich hatte, in die Nähe des Lagers schleichen und plötzlich die wachehaltenden Peones überrumpeln. Donna Klara, welche sich unter den Frauen befand, konnte ihm dann unmöglich entgehen. Wie der freundliche Leser sieht, hatte Don Valentin die Politik des gewissenlosen Räubers richtig erkannt.

Ehe der Rote Wolf zur Ausführung seines Planes schritt, wartete er das Einbrechen der Dunkelheit und das Zeichen Garottes ab, der die Verhältnisse im Lager am besten kennen mußte. Dieses Zeichen erfolgte so spät, daß der Handstreich der sauberen Verbündeten infolge des Heranrückens der Jagdgesellschaft ums Haar vereitelt worden wäre. Pater Seraphim hatte den Verrat durchschaut, noch ehe er sich vollzog, da ihm in dem Wesen Garottes eine gewisse Unruhe aufgefallen war. Er flüchtete gerade noch zur rechten Zeit, und obwohl eine nachgesendete Kugel ihm den Hut vom Kopfe riß, langte er doch glücklich bei seinen Freunden an. Auf die bündige Erklärung des Missionärs sprengten die Männer mit Windeseile auf das Lager zu, von dem dumpfes Getöse herscholl. Doch kamen sie zu spät. Ein gewaltiges Pferdegetrappel, und mehr als zwanzig dunkle Gestalten brausten an ihnen vorüber ins Dunkel des Abends hinein. Eine wilde Verfolgung begann jetzt, ein Wettlauf, der geraume Zeit fortgesetzt wurde — leider aber ohne Erfolg für die Nachsetzenden. Die halbwilden Tiere der Rangers, welche die unbändigen Leidenschaften ihrer Gebieter zu teilen schienen, behielten die Oberhand. Als sie unverrichteter Sache nach den Zelten zurückkehrten, zeigte sich ihre Befürchtung zwar nicht in allen Punkten begründet, denn die Peones sowohl wie die Frauen waren geknebelt zurückgelassen worden — allein Donna Klara fehlte! Die Räuber hatten es sich offenbar bei der Unmöglichkeit, in der Eile der Flucht weitere Gefangene mit sich zu schleppen, mit dieser Beute genügen lassen.

Die Verzweiflung und Wut des Haziendero und Don

Pablos war grenzenlos. Jetzt erst glaubte Don Miguel daran, daß der Squatter noch lebte, was er trotz der Versicherungen Mookapeks und des Fährtensuchers immer noch bezweifelt hatte. Er war aber auch nun überzeugt, daß er von dem schändlichen Manne kein Erbarmen zu erwarten hatte, und dies steigerte seinen Schmerz um seine Tochter zum hellen Wahnsinn.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, was soll ich thun? Der Elende wird meine Tochter morden!“ rief er verzweifelnd.

„Da sei Gott vor!“ erwiderte der französische Jäger. „Wir alle werden unsre Kräfte vereinigen, solchem Unheil vorzubeugen.“

„Es wird vergebens sein!“ ächzte der arme Vater.

„Wie, zweifelt mein Vater an der Freundschaft Haboutzelkes, des großen Sachems der Komanchen?“ ließ sich hier der Häuptling hören, indem er mit sanftem Vorwurf seinen Wirt anblickte.

„O, ich zweifle ja gar nicht, daß Ihr in dieser Stunde der Not treu zu mir halten werdet,“ erwiderte der Haziendero, welcher nach Fassung rang. „Aber ich frage Euch, was könnt Ihr für mich thun? Ist uns jener Teufel von Squatter nicht eben entwischt?“

„Canarios! Es ist noch nicht aller Tage Abend!“ rief Koutonepi. „Der verdammte Mädchenräuber mag sich hüten, denn er betritt ein gefährliches Gebiet! Wozu bin ich der Fährtensucher und wozu habe ich Euch Haboutzelke gebracht, welcher über zahlreiche Krieger gebietet? Ich stehe Euch dafür, wir werden dem Burschen so hart zusetzen, daß es ihn verdrießen wird, und ihn zwingen, die Suppe selbst auszuessen, die er sich eingebrockt hat!“

„Gott steh uns bei!“ fügte Don Pablo hinzu, sich fromm bekreuzigend. „Ja, Ihr habt recht, Don Valentin, wir werden das Menschenmögliche thun! Wann brechen wir auf?“

„Morgen — wenn es sein muß, noch diese Nacht! Wir haben noch mancherlei in Ordnung zu bringen, um uns dann ruhig unsrer Aufgabe widmen zu können. Ihr, Curumilla, folgt einstweilen der Spur dieser Wölfe nach, damit wir wissen, wohin sie sich gewendet haben!“

Der Ulmen legte die Hand auf die Brust, zum Zeichen

seiner Ergebenheit, und verschwand augenblicklich, ohne ein Wort der Entgegnung. Unverzüglich machten sich auch die übrigen, nachdem die Zelte abgebrochen worden waren, auf den Weg, um sich nach der Hazienda zu begeben, wo die Vorbereitungen zur Abreise getroffen werden sollten. —

Die Anordnungen des Fährtensuchers wurden in ebenso entschiedener Weise ausgeführt, als gegeben. Die meisten Vorbereitungen hatte Don Miguel zu treffen, welcher, da eine lange Abwesenheit von seinen Gütern vorauszusehen war, die Verwaltung derselben in allen Zweigen in die Hände des bisherigen Mayoral der Hazienda legte, eines erfahrenen Mannes, dem man wohl vertrauen durfte. Endlich, als alle notwendigen Dinge erledigt waren, verließ der kleine Zug, bestehend aus Don Miguel, Pablo, Valentin, Haboutzelke, General Ibanez und dem Missionär, welch' letzterer sich trotz wohlmeinenden Abratens dem Unternehmen angeschlossen hatte, die Hazienda und wandte sich gegen das Wüstengebiet. Mit Munition und Nahrungsvorräten war man wohl versehen, dagegen war es nicht geraten, Dienerschaft mitzunehmen, schon aus dem Grunde, weil dieselbe, als des Prärielebens unkundig, voraussichtlich mehr schaden als nutzen würde. Weitaus geeignetere Freunde waren in den Kriegern des Komanchen-Sachems zu finden, auf deren Unterstützung man mit Bestimmtheit rechnen durfte.

Der Fährtensucher übernahm die Leitung des Zuges. Aus manchen Anzeichen entnehmend, welche Richtung die Rangers mit ihrer Beute eingeschlagen hatten, rechnete er im weiteren auf Curumillas Beistand. Man stieß auch fortwährend auf verständliche Fingerzeige, die der schlaue Araukaner hinterlassen hatte, um dadurch den Weg, welcher einzuschlagen wäre, anzudeuten. Endlich erschien er selbst.

„Curumilla hat die Gringos“ — Spottname für Nordamerikaner — „gesehen,“ erklärte er kurz.

„Wie viel sind ihrer?“ fragte Don Valentin.

Der Häuptling erhob zweimal beide Hände mit gespreizten Fingern und dann die eine.

„Fünfundzwanzig? Das sind mehr als ich gedacht hätte! Der alte Spitzbube ist durchtrieben wie zehn Affen und zehn Opossums zusammen! Er weiß, daß er auf der

Prärie allein dem Verderben preisgegeben wäre. Gewiß sind es auch lauter entschlossene Männer, die er gesammelt hat. Wohin haben sie sich gewendet?“

„Sie sind bei dem Vado del Foro*) über den Rio Grande gesetzt und halten auf die Schwarzen Berge zu.“

„Mein Bruder hat weise gethan, zu seinen Freunden zurückzukehren. Wir werden seiner bedürfen, wenn die Zeit zum Handeln gekommen ist. Erst lassen wir aber den Schurken die Llanos am Gila betreten, um uns mit Haboutzelkes Kriegern zu verbinden. Dann mag er sich in acht nehmen!“

„Ich habe noch eine Nachricht für meine Brüder,“ bemerkte der Araukaner, welcher kein Zeichen von Ermüdung zeigte. „An den Ufern des Del Norte hat sich der gefürchtete ‚Sohn des Blutes‘ gezeigt, und auch er stellt den hinterlistigen Präriewölfen nach!“

Zur Erläuterung diene hier, daß der Mann mit jenem furchtbaren Namen nicht nur in Mexiko, sondern bis hoch in die Prärien des nördlichen Amerika hinauf schon von sich reden gemacht hatte. Man schrieb ihm allerlei heldenmütige Thaten zu, welche teils von großer Menschenfreundlichkeit, teils aber auch von einer Grausamkeit Zeugnis ablegten, die allgemeines Entsetzen hervorrief. Der Geheimnisvolle — seiner Hautfarbe nach ein Weißer — war eines Tages an der Spitze einer wohlorganisierten Schar in den Jagdgebieten der Rothäute erschienen und schweifte wie ein unheimliches Gespenst nach Ost und West, Nord und Süd. Unwillkürlich kam man zu der Annahme, daß irgend ein schreckliches Ereignis ihn in die Wildnis verschlagen hatte. Oft verschwand er für längere Zeit spurlos, und es war dann nie möglich, zu entdecken, wohin er sich zurückgezogen. Offenbar hatte er auf die Nordamerikaner (Anglo-Amerikaner) seinen besonderen Haß geworfen, denn während sich weder Spanier noch Indianer irgendwie über ihn beklagen konnten, verfolgte er erstere mit staunenswerter Hartnäckigkeit und gab seiner Feindschaft oft genug in Werken unerhörter Barbarei Ausdruck.

Die Nachricht rief denn auch in der Gesellschaft große

*) Vado, soviel wie Uebergang.

Aufregung hervor. Wie Curumilla versicherte, hatte er den „Sohn des Blutes“ mit eigenen Augen geschaut und zwar in einem Augenblicke, wo — wie er des Näheren ausführte — sein Leben in Gefahr schwebte, da er die Entführer Donna Klaras zu überlisten versucht hatte. Nur durch seine Hilfe wäre er dem Tode entronnen. Die Reisenden vernahmen dies nicht ohne Befriedigung. Wenn sie sich auch zu dem geheimnisvollen Manne durchaus nicht hingezogen fühlten, so erkannten sie doch instinktmäßig, daß sie in ihm einen Bundesgenossen hatten, und einen solchen, der nicht zu verachten war.

Entschlossen, wenn es irgend möglich wäre, eine Begegnung mit dieser rätselhaften Erscheinung der Prärie herbeizuführen, setzte die Gesellschaft mit Curumilla ihren Weg nach dem Vado weiter fort.

Neuntes Kapitel.

El Vado del Foro.

Als der Squatter die Bemerkung gemacht hatte, daß Don Miguel und seine Anhänger die Verfolgung aufgaben, mäßigte er seine Eile und gab den Seinigen ein Zeichen, dasselbe zu thun. Vorläufig war in der That nichts zu befürchten, um so weniger, als sich die Geraubte, Donna Klara, in strengem Gewahrsam befand. Sie ritt in der Mitte des Zuges und zwar auf dem Pferd des verräterischen Andreas Garotte, welcher abgestiegen war und letzteres am Zügel führte. Neben ihr im Sattel saß Ellen, die Tochter des Squatters. Es war nicht schwer, die Gefühle der beiden Mädchen aus ihren Augen zu lesen. Donna Klara, in Verzweiflung über ihr unglückliches Schicksal, sann vergebens, wer ihre Entführer sein könnten und was sie mit ihr vorhatten; Ellen dagegen war, obgleich auch sie die Beweggründe ihres Vaters nicht kannte, fest überzeugt, daß es sich hier um einen Schurkenstreich handelte. Flehentlich bat sie den grausamen Mann, die Gefangene freizulassen; dieser aber nannte sie eine „Thörin“, die sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen solle, die sie nicht verstünde,

und schärfte seinen Leuten Vorsicht ein, da ihnen der schöne Vogel sonst entfliehen könnte.

Es gibt kaum etwas Ungemütlicheres als einen Marsch durch eine nächtliche Gegend, welche noch dazu Gefahren aller Art in ihrem Schoße birgt. Schweigsam und in übler Stimmung bewegten sich daher auch die Rangers vorwärts, bei jedem Geräusch in den Büschen zusammenschreckend und die Blicke argwöhnisch bald rechts, bald links wendend. Jeder hielt die Pistole in seiner Rechten, bereit, bei dem geringsten verdächtigen Zeichen Feuer zu geben.

Drei Stunden befand man sich schon unterwegs. Allmählich schwanden die Besorgnisse, die Gesichter erheiterten sich. Unter Plaudern und Scherzen erreichte man die Ufer des Norte-Flusses.

Im Innern des südlichen Amerika, und besonders Neumexikos, sind bis heute noch ordentliche Verkehrsstraßen sehr selten, und man hat nur zwei Mittel, Flüsse zu überschreiten: entweder man sucht eine Furt (Uebergang) auf, oder man treibt, wenn es an Zeit mangelt, sein Pferd in die Strömung und gewinnt schwimmend das andre Ufer. Der Squatter wählte den ersteren Weg, d. h. er trachtete die Furt des Del Foro aufzufinden, welche die einzige auf zwanzig Meilen in der Runde war. In wenig Augenblicken war der ganze Zug im Wasser. Obgleich das Flußbett an der Stelle des Ueberganges sehr ungleich war und den Pferden das Wasser oft über die Brust reichte, so rückte man im ganzen rasch vorwärts. Bereits hatten die meisten drüben am Ufer festen Fuß gefaßt — nur der Squatter, sowie Andreas Garotte mit seiner Gefangenen und Ellen, die bei der Furt ein eigenes Pferd hatte besteigen müssen, befanden sich noch im Flusse. Die Nacht war finster geworden; dann und wann nur trat der Mond aus den Wolken hervor und erhellte für einige kurze Augenblicke die Gegend. Unter solchen Umständen machte Garotte erst sehr verspätet die Wahrnehmung, daß sein Pferd, auf welchem er hinter Donna Klara Platz genommen hatte, nicht mehr die vorgeschriebene Richtung verfolge, sondern zur Seite ablenke, als hätte es sich dem Strome überlassen. Er stieß einen Fluch aus; aber ehe er noch das Tier zwingen konnte,

dem Zügel zu gehorchen, faßte eine kräftige Faust sein rechtes Bein, und er fühlte sich in das Wasser gerissen. Auf der Oberfläche desselben zeigte sich in diesem Augenblick ein höhnisch verzogenes Indianergesicht, und ein zum Wurf geschwungener Tomahawk blitzte in der Luft.

Durch den Schrei, welchen Garotte bei seinem Sturze ausgestoßen hatte, aufmerksam gemacht, warfen sich einige von den schon gelandeten Rangers schleunigst wieder in die Strömung, um dem Pferde, das einem geheimen Einfluß zu folgen schien und sich immer mehr entfernte, den Rückweg abzuschneiden. Curumilla — kein andrer als dieser war der fremde Wagehals — sah sich von fünf Seiten zugleich angegriffen. Sein Plan war mißlungen — jetzt galt es, das Leben zu retten! Aber auch hierfür waren die Aussichten nur geringe, da die Gegner ihn bereits umzingelt hatten und das Wasser an dieser Stelle nicht tief genug war, um unterzutauchen und schwimmend zu entkommen. Dennoch sollte es, unerwartet genug, nicht zur Beendigung des Trauerspiels kommen — ein Schuß von dem diesseitigen Ufer änderte die Sachlage wieder. Erschreckt wendeten die Yankees ihre Blicke dahin. Da sahen sie, eben als der Mond wieder hinter den Wolkenrissen hervorleuchtete, eine kräftige Gestalt auftauchen und ein Gesicht gegen sich gekehrt, das, vom falben Lichte beschienen, ihnen nur zu gut bekannt war!

„La Venganza*)! The blood's son (Der Sohn des Bluts)!“ zischelten sie, indessen sich in ihren Zügen deutlich der Schrecken ausmalte, den diese Entdeckung ihnen verursachte. Die Folge waren einige Momente der Verwirrung, die aber von dem Aukashäuptling klug ausgenützt wurden. Pfeilschnell schoß er zwischen den nächsten zwei Pferden hindurch, tauchte etwas unter und setzte sich in rasch schwimmende Bewegung. Die Nordamerikaner begnügten sich, ihm einige Kugeln nachzusenden, die aber ihr Ziel verfehlten, und da sie keine Zeit hatten, sich dem Aerger hinzugeben, den das Entkommen des Araukaners ihnen verursachte, suchten sie schnellstens wieder das Ufer

*) D. i. die Rache.

zu gewinnen. Wenigstens hatten sie sich ihren Raub bewahrt, und das war noch ein Trost für sie. Sich in starken Trab setzend, verließen sie den Vado.

„Ist denn alles vergebens,“ murmelte unterwegs der Squatter finster für sich, „und muß dieser Entsetzliche immer wieder auftauchen, wie ein Geist, der an alte Schuld mahnt? So oft ich auch meine Vergangenheit begraben zu haben glaube, immer aufs neue wird sie lebendig, und immer neue Missethaten führen die alten herbei! Ein Hundeleben das!“

Lange noch schien er ein Raub der quälendsten Gedanken und Gefühle. Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären! — — —

Fünf Stunden später überschritt eine zweite Truppe den Uebergang des Del Foro. Dieselbe war weniger zahlreich und bestand aus dem Haziendero mit seinen Freunden. Der eigentliche Kampf sollte nun erst beginnen. Indem die Verfolger mit großer Ausdauer ihren Feinden nachrückten, ließen sie die zivilisierte Welt hinter sich, um sich ihren Feinden in der Wildnis Aug' in Aug' gegenüberzustellen.

Zehntes Kapitel.

La Venganza.

Zwei Wochen waren seither verstrichen. Vor uns, freundlicher Leser, breitet sich ein unendlicher Raum aus — wir befinden uns im weiten Steppenreich! Welche Feder wäre beredt genug, um jene unabsehbaren grünen Flächen zu schildern, die der Nordamerikaner mit dem vielsagenden Namen des Far West — der ferne Westen — bezeichnet hat, jenes unbekannte Land, dessen Anblick zugleich großartig und ergreifend, süß und furchtbar ist und dessen Vegetation so üppig, daß nur Indien sich mit derselben messen kann! Anfangs stellen sich jene Ebenen dem geblendeten Auge des kühnen Wanderers, der es wagt, sie zu betreten, nur als ein ungeheurer Rasenteppich dar, mit Blumen übersäet, von breiten Strömen durchschnitten, und bieten ein

trostloses Einerlei, das sich am fernen Horizont mit dem Himmel verschmilzt; erst nach und nach, wenn sich der Blick an das Bild gewöhnt hat und von dem Ganzen auf die Einzelheiten überzugehen vermag, unterscheidet er hohe Hügel, steile Ufer 2c., kurz tausend überraschende Abwechselungen. Schwer wäre es, alle Erzeugnisse dieses fruchtbaren Bodens namentlich anzuführen. Ueber die riesigen Farnkräuter, die Mezquites, Kakteen, Nopals, Lärchenbäume und Arbutus empor erhebt sich der Mahagonibaum mit den länglichen Blättern, der Moriche oder Brotbaum, der Arbanijo, dessen Blüten sich fächerartig entfalten, der Pirijao mit den goldenen Fruchttrauben, die königliche Palme, das Zuckerrohr, der Citronenbaum, der Guavenbaum, die Banane, der peruanische Balsam, die Korkeiche 2c. Große Dahlienfelder breiten sich aus, mit Blüten, weißer als der Schnee auf dem Gipfel des Coffre du Perote und röter als Blut. In dem Durcheinander von Lianen, welche in ihren Verschlingungen majestätische Bogen, großartige Hallen bilden, hausen alle erdenklichen Gattungen von Tieren: Vögel, Vierfüßler, Reptilien und Amphibien. Hirsche und Rehe flüchten in den Schatten dieser reichen Flora mit scheu gespitzten Ohren, Alligatoren kommen träge aus dem Flusse, scheußliche Iguanen klettern an den Bäumen nieder, plumpe Bisamochsen mit ihrem trüben Blick ziehen die Pfade entlang. Und auch das Puma, der mähnenlose Löwe Amerikas, der Panther und Jaguar, Meister Petz, der leckere Honigjäger, die giftige Cortejo und alle Schlangenarten, von der großen Boa bis zur kleinen Kaskabel, schleichen hier umher. Auf den Spitzen der hohen Gräser und unter dem dichten Laube versteckt, zwitschern die gefiederten Bewohner des Waldes ihre Lieder: Die Tanagreen, die Kurassos, die Laros, die Haras, die Fliegenvögel, die Tukans mit dem riesenhaften Schnabel und die rosenroten Flamingos. Manchmal sieht man pfeilgeschwind ein graues Eichhörnchen, eine grüne Eidechse, ein schillerndes Chamäleon hinschlüpfen, oder hoch in den Lüften in mächtigen Bogen den Adler, den beutegierigen Geier kreisen. Plötzlich erscheint, wie aus der Erde gezaubert, der rothäutige Sohn der Wildnis, dessen Haut schimmert wie poliertes Kupfer, dessen Glieder in

ihren Bewegungen Kraft und Anmut entwickeln und dessen Auge gebietend umherblickt. Dieses Kind der Wüste — mag es nun dem Stamme der Pawnees, Navajoes, Komanchen, Apachen oder Sioux angehören — schwingt den Lasso (Laqui) über dem Kopf, jagt Herden scheuer Büffel oder Pferde vor sich her oder hetzt eine Unze, ein Ashata, die in weiten Sätzen davonspringen. Ja, er, der rote Mann, ist in Wirklichkeit der König jenes seltsamen Landes, das er Tag und Nacht durchstreift und dessen zahlreiche Gefahren er nicht fürchtet. Schritt für Schritt kämpft er gegen die europäische Civilisation, die langsam näherrückt und ihn in seinen Schlupfwinkeln aufsucht. Wehe demjenigen, der sich ohne genügende Bedeckung in das Reich, das er ausschließlich beherrscht, vorwagt! Sein Gebein wird in den Prärien bleichen, sein Skalp den Schild eines indianischen Kriegers oder die Mähne seines Pferdes schmücken! . . .

An dem Tage, wo wir unsre Erzählung wieder aufnehmen, ward, als die Sonne eben ihren Höhepunkt erreicht hatte, das düstere urweltliche Schweigen der Wildnis plötzlich durch ein leises Geräusch unterbrochen, und zwar in einer der dichteren Stellen des Gebüsches, welches die Ufer des Rio Gila besäumte. Behutsam wurden die Zweige zurückgebogen, und in dem Geschlinge der Lianen kam ein Kopf, ein Rumpf und endlich eine ganze Gestalt zum Vorschein. Der unerwartet Aufgetauchte hatte in der Kleidung manche Aehnlichkeit mit den mexikanischen Gambusinos, erhielt aber, wenngleich ein Weißer, durch die indianische „Kommandopeitsche", welche er bei sich trug, gewissermaßen das Aussehen eines Häuptlings. Im übrigen war er von mittlerer Gestalt und kräftigem Gliederbau und machte den Eindruck eines Menschen, der für das rauhe Leben der Pampas wie geschaffen ist und dem gegenüber die Einflüsse der Zeit ohnmächtig sind. Ueber sein von rabenschwarzem Haar umrahmtes Gesicht war eine Marmorblässe gebreitet, die sich doppelt unheimlich anließ durch die unter finsteren Brauen hervorblitzenden Augen, welche den unsteten eines Basilisken nicht unähnlich waren. Indem der so beschaffene Mann sich durch das Dickicht Bahn brach, bewegte er sich

wie einer, der auffällige Laute vernommen hat und ihnen nachfolgt, um ihren Ursprung kennen zu lernen. Daß er sich nicht getäuscht hatte, stellte sich bald heraus, denn bei der nächsten Quebrada (Lichtung) anlangend, stieß er auf eine Truppe Lagernder, die bei seinem Anblicke überrascht emporsprangen.

„Gott zum Gruß, Caballeros!“ sagte der Fremde mit wohllautender Stimme. „Ihr erlaubt wohl, daß ich mich bei euch zum Zwecke einer kurzen Erholung niederlasse?“

„Mit Vergnügen,“ erwiderte einer aus der Gesellschaft. „Im Far West verbinden feste, wenn auch unsichtbare Bande die Menschen von ein und derselben Farbe untereinander . . .“

„Nicht alle!“ fiel jener bedeutsam ein. „Nein, nicht alle! Was aber mich anbelangt, so freut es mich wirklich, an der Seite ehrenhafter, biederer Männer Platz nehmen zu können!“

„Ihr kennt uns also?“

„Jawohl! Wer wird Euch, den Fährtensucher, den berühmtesten Jäger der Grenze, nicht kennen? Ich weiß auch, welcher verhängnisvolle Umstand Euch und Eure Begleiter in die Wildnis geführt, und wenn ich nicht irre, so bot sich mir Gelegenheit, einem derselben einen kleinen Dienst zu erweisen. Ist es nicht so, Häuptling der Aukas?“

„Aber Wetter, wer seid Ihr, daß Ihr alles so genau wißt?“ fragte General Ibanez, während auch die andern gespannt den Ankömmling anblickten.

„Ich bin der Mann mit den hundert Namen,“ sprach mit einem seltsamen Lächeln der Unbekannte. „In Mexiko kennt man mich als Don Lukas Arroyal, Kompagnon des Hauses Simpson, Munez, Carvalho und Komp.; in den nördlichen Provinzen von Mexiko, wo ich mich durch meine zügellose Verschwendung bekannt machte, heiße ich der ‚Minensprenger‘; an den Küsten der Vereinigten Staaten und im Golf von Mexiko, wo ich zum Zeitvertreib einen Kutter befehlige und die Negerhändler der Union bekriege, führe ich den Namen des Unbesiegbaren; die Yankees dagegen haben mich ‚The blood's son‘ — den Sohn des Blutes — getauft. Die richtigste Bezeichnung aber, mein bester Name,

den ich mir selbst gegeben habe, ist ‚La Venganza‘, die Rache! Seid ihr nun zufrieden, Sennores?“

Ein leichter Schauer schüttelte die Anwesenden. Alle, mit Ausnahme Koutonepis und Curumillas, befanden sich zum erstenmal in der unmittelbaren Nähe des Mannes, der allerorten einen so seltsamen Ruf genoß. Die vornehme Haltung, das sichere Benehmen desselben setzte sie in Erstaunen. Sie hätten ihn sich eher als einen Menschen vom Schlag des Roten Wolfes vorgestellt, doch ließ sein ganzes Aussehen auf Bildung und große geistige Fähigkeiten schließen, wenn diese auch, wie bei jenem, häufig das Mittel zu roher Gewaltausübung waren. Don Miguel nahm zuerst das Wort und sagte, nachdem er jenen aufgefordert hatte, sich's bequem zu machen: „Wir haben Euch längst kennen zu lernen gewünscht, Sennor, und es freut uns, daß sich jetzt die Gelegenheit hierzu schickt. Wie kommt es aber, daß Ihr über uns so gut unterrichtet seid?“

„Seit Wochen lag ich in der Umgebung von El Paso auf der Lauer, und die Vorgänge daselbst konnten mir daher nicht entgehen,“ versetzte La Venganza. „Mich führt auch keineswegs der Zufall her, sondern ich suchte Euch auf, um mit Euch gemeinsame Sache zu machen. Euer Feind ist auch der meinige. Wenn Ihr nichts dagegen habt, weihe ich mich mit Leib und Seele Eurem Dienste.“

„Mit Freuden nehmen wir Euer Anerbieten an!“ fiel der Fährtensucher rasch ein, als fürchte er, dasselbe könne wieder zurückgenommen werden. „Bei einem Unternehmen wie das unsrige ist die Hilfe eines beherzten Mannes viel wert. Mit Eurem und Haboutzelkes Beistand muß es uns gelingen, des elenden Räubers habhaft zu werden.“

„Ich hoffe es — doch wollen wir unsre Aufgabe nicht für zu leicht ansehen! Mehr als zwölf Jahre sind es, daß ich gegen den Roten Wolf kämpfe, und noch ist es mir nicht geglückt, ihn zu bezwingen! Er ist ein gewaltiger Gegner — ich, sein Todfeind, muß ihm dies Zeugnis ausstellen!“

„O, wie weit sind wir vielleicht von unsrem Ziele!“ stöhnte der Haziendero.

„Geduld, armer Vater! Ein jeder von uns hat sein

Kreuz zu tragen. Von nun an gehöre ich zu Euch, wie die Klinge zum Griff des Messers, und mit mir fünfzig der entschlossensten Leute! Aber das genügt noch nicht, um mit Erfolg gegen jenen Satan zu streiten, der mit den Piraten der Prärie im Bunde ist und die räuberischen Apachen auf seiner Seite hat."

„Was sagt Ihr?" fuhr Koutonepi auf. „Der Squatter hat die Apachen für sich gewonnen?"

„Wenigstens trägt er sich mit dieser Absicht. Er hat seine Kameraden verlassen und befindet sich gegenwärtig auf dem Wege nach dem Dorf des Bisamstammes. Es ist kein Irrtum möglich, denn ich bin seiner Spur gefolgt."

Es trat eine längere Pause ein. Die vernommene Nachricht war von solcher Wichtigkeit, daß alle nachdenklich wurden und voller Bangigkeit die weiteren Erklärungen ihres neuen Bundesgenossen erwarteten. Nach einer Weile fuhr dieser fort: „Es ist schon einige Tage, daß der Squatter aufgebrochen ist. Er hat die Aufgabe offenbar allein auf sich genommen, weil das Dorf der Apachen außerhalb der Richtung liegt, die er mit seinen Gefährten einschlagen will. Ich glaube, daß er sich nach dem östlichen Utahgebiet wenden wird, um dort, wenn er das Geschäft mit der Sennorita abgewickelt hat, sein altes Räuberhandwerk weiterzubetreiben. Ich war schon im besten Zuge, dem Schurken nachzusetzen, als Eure Fährte mich veranlaßte, meinen Plan wieder zu ändern."

„Ich glaube Euch bereits zu verstehen, Sennor Caballero," sagte Don Valentin. „Ihr wollt, daß wir die Verfolgung des Roten Wolfs übernehmen, während Ihr Euer Augenmerk auf das Lager richtet."

„Getroffen, mein Freund! Ihr wäret vorläufig doch zu schwach, um an einen Angriff der Räuber zu denken; ich dagegen reiche mit meinen Leuten aus. Andrerseits werdet ihr dem einzelnen Mann wohl gewachsen sein. Der gegenseitige Nutzen ergibt sich von selbst: Während Ihr mir den nordamerikanischen Strolch überliefert, nach dessen Bestrafung ich seit Jahren lechze, bringe ich dessen Gefangene ihrem Vater zurück."

Dieser Vorschlag hellte die Gesichter der Männer wie-

der auf. Ueberdies erfüllte sie die Versicherung, daß sich der Squatter von seinen Gefährten getrennt hatte und in der Prärie befand, mit froher Hoffnung. Wilde Kampflust leuchtete aus ihren Mienen; nur Pater Seraphim bewahrte seine gewohnte Milde.

„Nicht an Rache wollen wir denken, meine Freunde," äußerte er vorwurfsvoll. „Unsre Absicht kann und soll nur sein, das böse Vorhaben eines ungeratenen, vielleicht irregeführten Menschen zunichte zu machen! Wenn wir das arme Kind befreit haben, so laßt uns Gott segnen und im übrigen barmherzig sein."

In welchem Ansehen aber auch der fromme Mann bei dem Haziendero und seinen Freunden stand, so achtete doch in diesem Augenblicke niemand auf seine Einwendungen. Alle waren mit ganzer Seele für den Plan eingenommen, den La Venganza vorgeschlagen hatte.

„Aber wo finden wir die Spur des Squatters?" fragte Don Pablo.

„Ganz in der Nähe, wenn Ihr von hier die nördliche Richtung einhaltet," antwortete La Venganza. „Sie wird eine Zeitlang dem Lauf des Flusses folgen. — Euch, Koutonepi und Euren indianischen Freunden, brauche ich wohl keine Ratschläge zu geben. Seid aber gewiß, daß dieser Halunke jeden Vorteil rasch ausnützen würde, der sich ihm bietet."

„Laßt es gut sein, ich verspreche Euch, daß ich diese Gegend nicht eher verlasse, bis entweder der Elende seine Beute aufgegeben hat oder bis sein letzter Blutstropfen geflossen ist!"

„Wenn wir alle unsre Pflicht thun, muß das Werk gelingen. Ich gehe jetzt zu meinen Leuten, die auf meine Ankunft warten werden, und dann soll es sich zeigen, was fünfzig tüchtige Präriebüchsen vermögen! Zur rechten Zeit werde ich Euch dann wiederzufinden wissen."

Bei den letzten Worten schwenkte der geheimnisvolle Mann grüßend die Hand und entfernte sich raschen Schrittes. Mit einem Gemisch von Staunen und Bewunderung blickten ihm die andern nach.

Elftes Kapitel.

Mißglückt.

Die sechs Männer ritten einer hinter dem andern, und zwar folgten sie einem jener verworrenen Sentes (Pfade), welche die wilden Tiere bahnen und die die Einöde nach allen Richtungen durchschneiden. Den Führer bildete auch jetzt Don Valentin; hinter ihm kam Curumilla, dann Haboutzelke und die übrigen. Die beiden Häuptlinge warfen, wie sie auf dem Kriegspfade gewohnt waren, nach rechts und links forschende Blicke und vereinigten ihre Aufmerksamkeit mit der des Fährtensuchers, um sich nichts Auffälliges entgehen zu lassen. Plötzlich sprang der Komanchen-Sachem mit einem Ausruf der Ueberraschung aus dem Sattel.

„He, was habt Ihr?" fragte Koutonepi, der sogleich sein Pferd anhielt.

„Mein Bruder sehe!" antwortete der Indianer und wies eine beträchtliche Strecke seitwärts.

Bei näherer Untersuchung zeigte sich den Blicken der Beschauer eine halbverwischte Spur, die aber doch noch deutlich genug war, um zu erkennen, daß sie von dem Huf eines Pferdes herrührte. Lange und eingehend betrachtete Valentin die Fährte, deren Fortsetzung er hierauf suchte und auch fand. Ein Ausdruck der Befriedigung spiegelte sich auf seinem Gesichte.

„Es unterliegt keinem Zweifel," sprach er endlich, „der Rote Wolf ist hier vorübergekommen!"

„Meinen Sie wirklich, Don Valentin?" fragte General Ibanez ungläubig. „Mich will bedünken, die Spuren gleichen sich, wie ein Baum dem andern."

Der Fährtensucher lächelte.

„Beruhigt Euch," erwiderte er mit überlegener Miene. „Der erfahrene Waldläufer hat seine eigenen Kennzeichen, aus denen er die Unterschiede herleitet. Diese Spuren hier rühren von dem Pferde eines Weißen her, und ich kann mit Bestimmtheit behaupten, daß dieser Weiße Kitasta-Jouté ist. Curumilla hat mir gestern mitgeteilt, daß der Squatter ein Tier reitet, welches auf allen vier Hufen beschlagen ist,

während die Pferde seiner Begleiter nur auf den Vorderhufen Eisen tragen. Es wirft überdies im Gehen die Beine nach der Seite aus — das ist ein Umstand, der die Spur geradezu untrüglich macht."

„Der Elende ist also wirklich allein?"

„Jawohl. Die Spur deutet nur auf eine Person; es ist also anzunehmen, daß, wie La Venganza bereits mitgeteilt hat, die übrige Schar zurückgeblieben ist. — Vorwärts . . . unser Mann kann nicht weit von hier sein!"

Die aufgefundene Spur wurde unverzüglich weiterverfolgt. Der Squatter schien sich nicht eben Mühe gegeben zu haben, dieselbe zu verbergen, wahrscheinlich, weil er dachte, daß sein Entfernen von der Truppe unbemerkt geblieben war. Koutonepi war nicht mehr zu Pferde gestiegen — indem er dasselbe am Zügel führte, ging er langsam nebenher, während er mit tiefgesenktem Kopfe aufmerksam den Boden musterte.

„Gemach, gemach, Caballeros!" mahnte er Don Miguel und Pablo, als beide den Gang ihrer Pferde so sehr beschleunigten, daß sie ihn fast überholten. „Hier sind Spuren, die ihr mir jetzt beinahe verwischt hättet! Man kann die Hufeisen noch abgedrückt sehen. Das Pferd des Roten Wolfes setzt in der That die Füße auf eine ganz eigentümliche Weise auf — unter tausend würde ich es herauskennen!" — Don Miguel wollte antworten, aber Valentin legte bedeutsam den Finger an die Lippen. — „Jetzt stille!" bat er. „Wir müssen vorsichtig sein, denn wir nähern uns, denke ich, nun der gefährlichen Stelle. Vergeßt nicht, daß in der Wildnis die Zweige Augen und die Blätter Ohren haben!"

In tiefem Stillschweigen setzten die sechs Männer noch eine geraume Zeit in derselben Richtung den Weg fort, bis die Spur an dem Flusse endete; dann überschritten sie denselben. Ihre Tiere dicht nebeneinander haltend, um der Strömung besser Widerstand leisten zu können, gelangten sie bald an das entgegengesetzte Ufer des Gila. Hier blieb der Missionär bei den Pferden zurück, die jetzt nur hinderlich werden konnten, während die übrige Gesellschaft eine Tirailleurlinie in einer Länge von ungefähr sechzig Fuß bildete und

so, langsam aber stetig, vorrückte. Don Valentin hatte seinen Begleitern empfohlen, ihre Nachforschungen auf einen Raum von höchstens zweihundert Meter im Halbkreis zu beschränken, damit sie sich leicht bei einem bestimmten Dickicht wieder vereinigen könnten, das am Fuße eines Hügels gelegen und fast unzugänglich war. Jeder der Männer schlich vorwärts, das Gewehr zum Schusse fertig und gewissenhaft jeden Kiesel oder Grashalm am Wege betrachtend.

Ein elsterähnlicher Schrei, welchen Curumilla ausstieß, benachrichtigte nach verhältnismäßig kurzer Zeit die andern, daß er etwas Wichtiges entdeckt hatte. Rasch eilten sie herbei. Wirklich zeigte sich inmitten des hohen Grases der Boden zertreten und die untersten Zweige der Bäume geknickt.

„Das Pferd des Squatters ist hier angebunden gewesen," erklärte Koutonepi, dem Araukaner beifällig zunickend. „Nun werden wir gleich wissen, wo der saubere Vogel zu finden ist."

Ohne weiteres drang er hierauf in das Dickicht ein.

„Holla, wer ist da?" rief schon im nächsten Augenblicke eine rauhe Stimme.

Auf Don Valentins Gesichte zeigte sich ein Ausdruck, als ob er seinen Begleitern bedeuten wollte: „Hab' ich's euch nicht gesagt?" — Dann forderte er sie durch einen Wink auf, zurückzubleiben. Es unterlag keinem Zweifel, daß es der verfolgte Yankee war, welcher sich hierher zu einer kurzen Rast zurückgezogen hatte. Man hatte also gewissermaßen den Bären in seiner Höhle überfallen. Ohne sich jetzt mehr um das Geräusch zu kümmern, das er verursachte, noch um das Laden eines Gewehres, das er deutlich vernahm, riß der Fährtensucher ungestüm die Zweige auseinander und rückte rasch vor.

„Goddam! Ich habe gefragt, wer draußen ist?" ertönte dieselbe Stimme abermals. „Antwort, oder bei Gott, Ihr zahlt es mit Eurem Pelz!" . . .

„Ha, Ihr schreckt mich nicht!" antwortete der Jäger keck, ohne sich im Weiterschreiten hindern zu lassen. „Wenn Ihr aber schon so neugierig seid — nun gut, so wißt, daß Koutonepi, ein alter Bekannter von Euch, mit Euch sprechen will!"

„Ich habe mit Euch nichts zu schaffen," grollte der

Squatter, noch immer hinter dem Gebüsche verborgen. „Warum verfolgt Ihr mich so hartnäckig? Wir sind, denke ich, niemals so gute Freunde gewesen, daß ihr meine Gesellschaft suchen solltet.“

„Das ist wahr. Mich führen auch nur die triftigsten Gründe her. Wenn Ihr so freundlich sein wollt, Euch mir zu zeigen, so werde ich sie Euch auseinandersetzen.“

Ein Rascheln im Gestrüpp, und der Rote Wolf kam im Geschlinge der Pflanzen und Bäume zum Vorschein. Den Fährtensucher wollte es bedünken, als ob er sich knapp an dem engen Eingang zu einer Höhle befände, die mutmaßlich gegen den Gila hinausführte. Kaum fünfzehn Schritte standen die beiden Männer jetzt voneinander entfernt und die Blicke, welche sie sich zuwarfen, sprachen von Mißtrauen und offener Feindschaft.

„So, nun laßt hören!“ befahl der Nordamerikaner mürrisch. „Wir brauchen uns das, was wir miteinander zu verhandeln haben, nicht gerade ins Ohr zu sagen. Die Vögel und Schlangen mögen unsre Unterhaltung ruhig mit anhören. Was wollt Ihr also hier?“

„Hm, es handelt sich im Grunde um nichts andres, als um ein armes Mädchen, das Ihr räuberischerweise entführt habt!“ versetzte der Franzose.

„Zum Teufel, habt Ihr etwas dagegen?“ rief der Squatter heftig aus, indem er den Kolben seiner Büchse auf den Boden stieß. „Ich bin ein freier Jäger und thue was mir beliebt!“

„Nicht doch, elender Mädchenräuber!“ entgegnete Valentin kalt. „Ihr sollt nicht ungestraft Gewaltthat um Gewaltthat verüben. Ich und meine Freunde haben uns entschlossen, Euch das Handwerk zu legen. Ich rate Euch, Euch gutwillig zu ergeben! Euer Leben ist in unsrer Hand . . . Widerstand kann Euer Los nur verschlimmern!“

Der Alte antwortete auf diese gebieterischen Worte nicht. Sein geübtes Ohr hatte bereits ein unbestimmtes Geräusch hinter den Büschen unterschieden. Obwohl er sich aber der Gefahr wohl bewußt war, in welcher er schwebte, war er doch weit entfernt, sich verloren zu geben. Sein unheimlich aufblitzendes Auge schweifte von einem Dickicht zum andern;

dann blieb es auf dem Fährtensucher haften. Auf einmal riß er mit einer gedankenschnellen Bewegung den Rifle an die Backe und feuerte.

Zum Glück hatte Don Valentin sein Gegenüber genau überwacht und war gerade noch rechtzeitig hinter den nächsten Baum gesprungen, um dem verräterischen Anschlag zu entgehen.

„Das sollt Ihr mir büßen!“ knirschte er. „Wollt Ihr Eure Seele mit immer wieder neuen Morden belasten? Es soll Euch aber alles nichts nützen. Wir sind fünf kräftige Männer und entschlossen, uns Eurer um jeden Preis zu bemächtigen! Ihr könnt uns nicht alle töten. Damit uns aber Eure Büchse nicht weiter schädlich werden kann . . .“

Die übrigen Worte verhalten in einem Schusse. Valentin, welcher des Gegners lebend habhaft werden wollte, hatte gut gezielt. Die Kugel traf den Büchsenschaft desselben und schmetterte ihn in Stücke, ohne sonst weiteren Schaden anzurichten. In demselben Augenblicke eilten Valentins Freunde herbei, um den Entwaffneten zu überwältigen. Aber dies schien leichter gedacht, als gethan. Wie ein gehetzter Eber fuhr der Squatter auf die Andringenden los. Noch war er nicht wehrlos. Seine Hände hielten zwei Pistolen krampfhaft umspannt, die er rasch viermal hintereinander abdrückte. Drei von den in der Eile blindlings abgesandten Kugeln gingen fehl, die vierte verletzte den Haziendero leicht an der Stirne. Die nun überflüssigen Waffen wegwerfend, stürzte er in die Höhle, deren Vorhandensein Koutonepi vorher bemerkt hatte.

„Ihr habt mich noch nicht, ihr Feiglinge!“ war sein zurückhallender Hohnruf.

Während des ganzen Auftrittes hatte nämlich der Yankee, trotz der Gefährlichkeit seiner Lage, so viel Kaltblütigkeit bewahrt, um die möglichen Mittel zum Entkommen bei sich zu erwägen. Er wußte, daß die Höhle rückwärts einen Ausgang hatte, und es handelte sich nur darum, denselben so rasch wie möglich zu erreichen. Drinnen war sein Pferd angebunden, er band es los, warf sich in den Sattel und sprengte fort. Jetzt erst machte er die unliebsame Entdeckung, daß das Wasser des ausgetretenen Gila die Oeff-

nung der Höhle versperrte, durch welche er sich zu retten gedachte. Eine Zeitlang umkreiste der Enttäuschte die besagte Stelle mit der ohnmächtigen Wut eines in die Falle geratenen wilden Tieres. Er hörte die Schritte seiner Verfolger in den Windungen der Höhle erschallen und immer näher kommen. Die Minuten waren für ihn gezählt — noch einige Augenblicke, und er war verloren! Einen verzweiflungsvollen Blick um sich werfend, ließ er sein Roß einen Anlauf nehmen und stürzte sich in die Tiefe. Brausend schloß sich die Flut über ihm.

Als Valentin mit den übrigen bei dem Ausgange erschien, war der Squatter verschwunden. Sie hatten den Fall gehört und ahnten das Geschehene.

„Der Unglückliche hat sich selbst gerichtet!" äußerte der General, zum Wasser hinabblickend.

„Das glaube ich nicht!" erwiderte kopfschüttelnd der Jäger. „Was er unternommen hat, ist allerdings ein Wagnis — aber wer will behaupten, daß es mißlungen ist? Wer wagt, gewinnt!"

Haboutzelke wies auf den Strom hinaus, wo der Rote Wolf mit dem Pferde eben emportauchte. Gespannt verfolgten alle, wie er mit den hoch angeschwollenen Fluten kämpfte und schwimmend dem Ufer sichtlich näher rückte. Da das Wasser ihn schnell hinwegführte, befand er sich auch schon außer dem Bereich ihrer Büchsen. Curumilla allein, welcher in Voraussicht einer derartigen verwegenen That die Höhle nicht betreten, sondern einen Felsenvorsprung erstiegen hatte und sich dem Squatter am nächsten befand, durfte noch hoffen, ihn mit einer Kugel zu erreichen. Schon knallte auch der Schuß. Das Pferd des Flüchtigen wieherte vor Schmerz, bäumte sich hoch empor, schlug einige Augenblicke mit den Vorderbeinen wie toll in der Luft herum und sank dann auf die Seite. Das Wasser ringsherum färbte sich purpurrot.

Als der Rote Wolf erkannte, daß das Tier tödlich getroffen sei, verließ er den Sattel und tauchte unter. Gleich darauf sah man, wie er von den reißenden Fluten an das Ufer geworfen wurde. Im Nu hatte er sich den Blicken der Nachschauenden entzogen.

„Entkommen!“ knirschte Don Miguel Zarate, und man sah, daß die andern seine tiefe Enttäuschung teilten.

„Nun, ich denke, Eines haben wir wenigstens erreicht,“ bemerkte General Ibanez nach einer Weile, wie tröstend. „Wir haben dem Räuber doch ein wenig die Klauen verschnitten!“

„Die Klauen verschnitten?“ widerholte Koutonepi finster. „Das wohl! Seid aber gewiß, sie werden ihm bald genug wieder nachwachsen!“

Zwölftes Kapitel.

Das Waffenversteck.

Die Lage des Squatters war schwierig genug und hätte jeden weniger Unerschrockenen in Verzweiflung gestürzt. Allein, wie er war, ohne Lebensmittel und Waffen, schien er in dem unendlichen grünen Weltmeere der Prärie so gut wie verloren. Solange der Jäger noch seine unschätzbarsten Kleinodien, den Rifle und das Pferd, besitzt, fühlt er sich nicht verlassen; er hegt im Grund seiner Seele immer noch Hoffnungen, die er sich vielleicht kaum eingesteht, die ihn aber doch aufrecht erhalten und ihm Mut einflößen. Andernfalls übermannt ihn das Gefühl der Schwäche, denn er sieht sich ja allen seinen Feinden wehrlos preisgegeben, er fühlt, wie ohnmächtig er den großartigen Wundern der Natur gegenüber ist und wie aussichtslos der Kampf sein würde, den er bestehen müßte, um den Kräften derselben nur den geringsten Vorteil abzugewinnen. Er gleicht einem winzigen Sandkorn, einem Grashalm im Wüstenreich!

Auch der Rote Wolf war sich dessen nur zu gut bewußt. Wohl hatte er sich während seiner Wanderungen durch die Prärien des Westens unzählige Male in überaus bedenklichen Verhältnissen befunden, noch nie aber war er von dem Allernotwendigsten so entblößt gewesen, wie jetzt. Mit Recht zweifelte er daran, daß ihm seine alten, oft erprobten Eigenschaften: Mut, Ausdauer und Willenskraft hier aus der Not helfen würden. Indessen mußte er doch einen Entschluß fassen. Ins Lager zurückzukehren, daran konnte er nicht denken, wenn er seinen Feinden nicht geradezu

in die Arme laufen wollte — setzte er aber seinen Weg nach dem Indianerdorfe weiter fort, so war es ebenfalls mehr als wahrscheinlich, daß er den zahllosen Gefahren, die ihn umringten, früher oder später zum Opfer fiel. Da reifte in dem Gehirn dieses Mannes ein Plan, der ihm Rettung versprach. Er erinnerte sich plötzlich, daß er sich an einem Orte befand, in dessen Nähe ein früherer Genosse seines unsteten Lebens weilte. Wenn er nicht eben auf einer „Geschäftsreise" begriffen war, so durfte er wohl hoffen, ihn anzutreffen. Freilich war immerhin eine Wanderung von guten drei Tagen notwendig, und bis dahin konnte er bei seiner Wehrlosigkeit den sich ihm entgegentürmenden Hindernissen zehnmal erlegen sein. Aber gleichviel ... es galt den Versuch!

Der Squatter änderte die Richtung seines Weges und nützte die Stunde, die ihm noch bis zum Anbruch der Nacht blieb, so gut wie möglich aus. Bei aller Eile, die er hatte, war er darauf bedacht, seine Spur zu verbergen und durch manch schlaues Mittel seine Verfolger irrezuführen. Dessenungeachtet hoffte er nur wenig, denn alles erinnerte ihn an seine Ohnmacht. Die Aschatas und Bighorns sprangen wie neckend um ihn herum, furchtlos balancierten die Elks auf den benachbarten Felsenspitzen. Die Bisamochsen nahmen sich kaum die Mühe, zu ihm aufzublicken, und wenn es geschah, so schien sich in ihren großen schwermütigen Augen das deutliche Bewußtsein zu spiegeln, daß dieser Mensch, sonst ein gefürchteter Feind, jetzt ganz ungefährlich sei. Erschöpft vor Hunger und Müdigkeit ließ er sich, als die Sonne untergegangen war, auf die Erde niedersinken und sann nach einem Obdach. Mit der anbrechenden Finsternis wurden auch die Stimmen der wilden Tiere laut, die des Nachts ihre Höhlen verließen. Er konnte sie nicht einmal auf die gewöhnliche Weise fortscheuchen, denn die Vorsicht verbot ihm, ein Feuer anzuzünden. Nach einigem Besinnen erkletterte er einen Baum, und nachdem er sich, um nicht herunterzufallen, fest angebunden hatte, schloß er die Augen und versuchte zu schlafen. Doch gelang es nicht. Der quälende Hunger, den er empfand und hundert greuliche Phantasiegebilde hielten ihn wach. Der Alp verschwand

erst mit Tagesanbruch. Er atmete auf, denn jetzt konnte er wenigstens wieder erkennen, was um ihn hervorging. Von seinem hochgelegenen Posten, auf dem er übernachtet hatte, heruntersteigend, trat er seine Wanderung wieder an. Die Sonnenstrahlen erwärmten ihn und ließen ihn neu aufleben. Natürlich hatte sich seine Lage um nichts verbessert — er hoffte jetzt nur noch auf den Zufall.

Um die Mittagsstunde wurde die Hitze so unerträglich, daß er sich, von geistigen und körperlichen Qualen aufgerieben, unter einen Baum warf. Hier blieb er lange Zeit liegen, während ein Gedanke den andern jagte. Endlich erhob er sich wieder und schleppte sich fort, um Wurzeln oder Blätter zu suchen, welche seinen wütenden Hunger, wenn nicht stillen, doch lindern konnten. Nach langem vergeblichem Forschen stieß er auf eine Art Yuka, eine mehlige Wurzel, die dem Manisse sehr ähnlich ist. Sie gierig verschlingend, sammelte er einen kleinen Vorrat davon und erquickte sich durch einen Trunk Wasser, worauf er, einigermaßen gestärkt, neuerdings aufbrach. Er war so vielleicht eine Viertelstunde des Weges gegangen, als er die Bemerkung machte, daß an einer Stelle zu seiner Rechten das Gras höher und üppiger stand, als anderwärts. Dieser Unterschied, der einem Unkundigen nicht aufgefallen wäre, entging ihm nicht. Indem sein Blick aufleuchtete, Leben in seine Miene kam, rief er in atemloser Spannung aus: „Ha, wenn es eines wäre!“

Um dem Leser die freudige Ueberraschung des Squatters zu erklären, müssen wir bemerken, daß er einen jener merkwürdigen geheimgehaltenen Plätze entdeckt zu haben glaubte, die man in der Sprache der Trapper ein „Versteck“ nennt. Die Indianer und Jäger, welche oft durch verschiedene Wechselfälle genötigt werden, die Beute oder die Handelsartikel, die sie mit sich führen, im Stiche zu lassen, bedienen sich eines sehr einfachen Mittels, um dieselben vor fremden Augen zu verbergen — sie legen nämlich ein „Versteck“ an. Das geschieht, indem sie die Erde ziemlich tief aufgraben, die Oeffnung mit Büffelfellen auskleiden, die Waren, gut eingeschlagen, darin deponieren und das Erdreich wieder darüber decken. Der Rasen wird dann sorgfältig begossen,



Die verhüllende Decke hinwegziehend, sah er eine Anzahl eiserner Fallen, einfache und Doppelpistolen, Pulverhörner, Kugelbeutel 2c. (S. 85.)

damit er aufs neue Wurzel fasse. Die in einem solchen Versteck aufbewahrten Gegenstände können fünf bis sechs Jahre schadlos erhalten werden.

Daß die Entdeckung eines „Versteckes" für den nordamerikanischen Squatter in seiner hilflosen Lage von unendlicher Wichtigkeit war, ist einleuchtend. Er konnte darin alles finden, was ihm abging. Mit vor Aufregung bebenden Gliedern legte Kitasta-Jouté seinen büffelledernen Mantel aufs Gras nieder, um die Erde darauf zu sammeln, kniete nieder und stach mit dem Messer — seiner einzigen Waffe — ein Stück vom Rasen los. Während er den Boden im Umfange des mutmaßlichen Versteckes abzuheben begann, klopfte ihm das Herz vor Furcht und Hoffnung, und er mußte öfter aussetzen, um Atem zu bekommen. Schon hatte er ein gut Stück Arbeit vollbracht, ohne daß er auf Anzeichen gestoßen wäre, die seine Vermutung bestätigt hätten. Sich den Schweiß von der Stirne wischend, bald fluchend, bald ächzend, nahm er sein Werk immer wieder auf — es war der einzige Hoffnungsanker, an den er sich klammerte. Doch vergebens! Nichts deutete auf die Erfüllung seines heißen Wunsches. Trotz seiner fast unverwüstlichen Entschlossenheit fühlte er doch, wie die Mutlosigkeit ihn lähmend erfaßte. Thränen ohnmächtiger Wut netzten seine brennenden Augenlider, und mit einer Gebärde der größten Erbitterung schleuderte er das Messer in die Grube.

Aber welche Ueberraschung! Die Klinge gab im Fallen einen metallenen Klang und prallte ab. Hastig griff der Squatter wieder danach und setzte mit verstärktem Eifer seine Arbeit fort. Diesmal mit glücklicherem Erfolge. Er hatte wirklich ein „Versteck" entdeckt und noch dazu ein ausgiebiges. Die verhüllende Decke hinwegziehend, sah er eine Anzahl eiserner Fallen von jeder Größe, außerdem einfache und Doppelpistolen, Pulverhörner, Rifles, Kugelbeutel, Messer und alle jene Gegenstände, die einem Waldläufer unentbehrlich sind, vor sich liegen. Ein Zug wilden Triumphes stahl sich über sein Gesicht — er fühlte sich wie neugeboren. Alles, was er in der letzten Zeit erduldet, war vergessen, er war wieder dasselbe unbändige Geschöpf, voll Selbstbewußtsein und Entschlossenheit, das er vordem

gewesen. Weder Furcht noch Reue kennend, war er von neuem bereit, es mit der ganzen Welt aufzunehmen und allen besseren Gefühlen zu spotten.

So suchte er sich denn die beste Büchse, ein paar Doppelpistolen, ein starkes Messer mit breiter Klinge, genügenden Schießbedarf und eine hirschlederne, reich auf indianische Weise gestickte Jagdtasche aus, worauf er alles wieder in die frühere Ordnung brachte und alle verschiedenen Anzeichen entfernte, welche auf die Nähe eines „Versteckes" hinweisen konnten. Nachdem er diese Pflicht mehr der Vorsicht als der Ehrlichkeit gegen den fremden Eigentümer erfüllt hatte, hielt er noch eine kurze Rast und verlor sich dann auf einem der tausend Präriepfade, die gegen Westen zuführten.

Dreizehntes Kapitel.

Ein alter Bekannter.

Kitasta-Jouté mußte auch jetzt noch sehr auf seiner Hut sein, denn wenn er auch den Gefahren nunmehr mit größerem Nachdruck entgegentreten konnte, so war er immerhin auf sich allein angewiesen, und dies konnte ihm verhängnisvoll werden, wenn es mit den Verfolgern abermals zum Kampfe kam. Er mußte deshalb Unterstützung, Bundesgenossen haben, und das so bald wie möglich! Wie wichtig, ja unentbehrlich übrigens der Besitz von Waffen für ihn war, zeigte sich bald. Am ersten Tag erlegte er einen feisten Rehbock, am zweiten bekriegte er einige vereinzelt umherstreifende Caignasindianer, die sich feindselig gegen ihn zeigten, am dritten gelang es ihm sogar, den Angriff eines kleinen feindlichen Trupps erfolgreich zurückzuweisen.

Wie schon früher bemerkt, war es seine Absicht, ehe er sich nach dem Indianerdorfe begab, einen seiner alten Bekannten aufzusuchen, den er in der Nähe vermutete. Schon war er seinem Ziel ziemlich nahe, und er durfte hoffen, dasselbe mit anbrechender Dunkelheit zu erreichen. Die Gegend, in welcher er sich befand, war bergig und wich durch ihr Aussehen von dem Flachland, das er bisher durchwandert

hatte, wesentlich ab. Immer mehr führte der Boden aufwärts. Gebüsch und dichter werdendes Gehölz waren gewissermaßen die Vorposten eines dunklen Urwaldes. Breite Bäche durchschnitten das Terrain und ergossen sich in den Rio Gila hinunter. Endlich wuchs der hier steinige Grund zu ausgesprochenen Hügeln an, die sich bis zu der Sierra Madre fortzusetzen schienen, welch' letztere fern am Horizont ihren kahlen Gipfel zum Himmel erhob.

Der Rote Wolf wanderte mit jenem leichten elastischen Schritte weiter, wie er Menschen eigen ist, die daran gewöhnt sind, weite Strecken zu Fuß zurückzulegen. In seine Gedanken vertieft, bemerkte er gar nicht, daß die Sonne hinter der gewaltigen Wand, welche der Urwald bildete, schon fast verschwunden war und die Nacht mit reißender Schnelligkeit hereinbrach. Ohne sich um das aus den Schluchten dringende Geheul der Jaguare und das Gebell des Präriewolfes (Schakals) zu bekümmern, die ihn in ganzen Horden in geringer Entfernung umschlichen, verfolgte er unabläßig die eingeschlagene Richtung und drang immer tiefer in das Gebirge ein. Bei einer Art Einhegung angelangt, blieb er stehen, um sich zu orientieren; dann betrat er nach kurzem Bedenken einen schmalen Sente, links und rechts von Felswänden eingeengt, und erstieg einen steilen Abhang. Nach einem anstrengenden Marsch von einer Dreiviertelstunde brach der Pfad plötzlich ab und ein Abgrund gähnte ihn an, auf dessen Grund ein unsichtbares Gewässer rauschte. Der Abgrund war ungefähr fünfzehn Meter breit und ein ungeheurer Ahornstamm, der über ihn geworfen war, verband, als Brücke dienend, die beiden Seiten. Am jenseitigen Ende war ein Felseneingang zu bemerken, aus welchem jezuweilen der Schein eines Feuers herausleuchtete. Der Squatter schien befriedigt — ein Lächeln der Genugthuung spielte um seine schmalen Lippen.

„Sie sind da . . . hab's ja gewußt! In dem Wespennest wird sie nicht leicht jemand aufsuchen!" brummte er für sich und schickte sich an, den Baumstamm zu überschreiten. Doch besann er sich wieder anders und legte den Finger an den Mund, indem er dreimal hintereinander den Ruf einer blauen Nachteule hervorbrachte.

Gleich darauf antwortete ein ähnlicher Schrei, und die Gestalt eines Mannes erschien. „Wer da?“ ertönte eine Stimme.

„Ein Freund,“ versetzte der Nordamerikaner.

„Caraï, was für ein Freund?“

„So seht mich doch nur an!“ brummte jener. „Kennt Ihr mich nicht?“

Der andre schien von der Musterung befriedigt zu sein und winkte dem Squatter, näher zu kommen. Derselbe ließ sich nicht zweimal auffordern und überschritt die improvisierte Brücke, worauf er mit seinem Führer in eine Art Grotte trat, die sich nun frei vor seinen Blicken erschloß. Die Grotte war weit und hoch und durch senkrecht herabhängende Matten in Gemächer oder Hallen abgeteilt, welche alle ihre eigene Bestimmung hatten. Am Ende des Ganges, der sich mitten durch die Zellen zog, befand sich noch ein Behältnis, das als Vorratskammer diente. Ein natürlicher Korridor zog sich unter dem Berge hin und mündete nach vielen Windungen in eine fast unzugängliche Schlucht. Alles verriet, daß die Höhle nicht als vorübergehender Aufenthaltsort benützt wurde, sondern denen, die hier hausten, schon seit einer Reihe von Jahren als Wohnung diente, da sie mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet war. In einer der am vordersten gelegenen Räumlichkeiten lagerte eine Anzahl von Männern, deren Züge die unverkennbaren Spuren verworfener Leidenschaften trugen und die beim phantastischen Schein des Feuers geradezu abschreckend aussahen. Es waren augenscheinlich Leute, hinter deren menschlicher Hülle sich eine verworfene Seele, ein Tigerherz verbarg und die alle Laster der weißen und roten Menschenrasse zusammen angenommen hatten, ohne dabei ihre Tugenden zu besitzen. Vom Arm der Gerechtigkeit verfolgt, hatten sie erst recht der menschlichen Gesellschaft Fehde angesagt und einen ewigen Krieg gegen die, von deren Gemeinschaft sie ausgeschlossen waren.

Solcher Art waren die Menschen, die der Rote Wolf in seiner Notlage aufsuchte — sie waren ihm eben in jeder Beziehung ebenbürtig. Während er die verschiedenen Gruppen musterte, klatschte sein Führer zweimal in die Hände.

Im angrenzenden Gelaß ließen sich alsbald Schritte vernehmen, und die mittelgroße Gestalt eines Mannes tauchte zwischen den Felswänden auf, welcher auf den Squatter zuschritt.

Der neue Ankömmling gehörte dem spanischen Volksstamme an, dies bewies schon die eigentümliche Grandezza in der ganzen Erscheinung. Es lag etwas Stolzes, Gemessenes in seinen Bewegungen, und man würde sein Verweilen in solcher Umgebung nicht begriffen haben, wenn man nicht in seinen Zügen, die eine ganze Lebensbeschreibung ausdrückten, die Verwahrlosung seines Wesens erkannt hätte.

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr, Amigo?“ fragte er im reinsten kastilianischen Dialekt den Squatter.

„Wie, ist Euer Gedächtnis so schwach geworden, daß Ihr Euern alten Freund und Genossen nicht mehr erkennt?“ gegenredete Kitasta-Jouté.

„John Wilke, bei meiner Treu!“ rief der Hidalgo erstaunt aus, während auch einige von den Lagernden überrascht aufsprangen. „Seid Ihr noch nicht gehängt, Kompadre?“

„Nein, wie Ihr seht! Ihr habt mich im Leben wohl nicht mehr zu sehen erwartet, Don Pedro Sandoval — was? Nun, ich hoffe, daß ich Euch darum nicht weniger willkommen bin. Durch einen unserer ehemaligen gemeinsamen Kameraden erfuhr ich von Eurem Aufenthalt. Was habt Ihr die ganze Zeit über gemacht?“

„Cuerpo de Cristo, als ob Ihr das nicht wüßtet! Wir sind fleißig gewesen! Aber das Glück ist uns leider nicht hold. Schon seit einem Monat müssen wir von unserem Fette zehren. Es ist ein wahres Verhängnis, daß uns dieser schreckliche ‚Sohn des Blutes‘, nach welcher Seite wir auch unsere Beutezüge unternehmen mögen, fortwährend ins Gehege geht! Er scheint sich zum Verteidiger der Karawanen, zum Beschützer der Schwachen aufgeworfen zu haben und schädigt unser Gewerbe derart, daß ich diese Gegend ganz verlassen will. Es ist hier nichts mehr.“

„Da hab' ich Euch schon auf dem Punkt, wo ich wollte!“ nickte der Yankee. „Ganz der nämliche Biedermann, der Euch so sehr belästigt, ist auch mir auf den Fersen. Darum

bin ich hier. Wir müssen zusammenhalten, Don Pedro Sandoval, so fest wie Fichtenharz, sonst geht es uns schlecht! Wie wir uns gemeinsam den Haß dieses Menschen zugezogen haben, so wollen wir ihm auch gemeinsam Trotz bieten . . . Das ist unsere einzige Rettung!"

Don Sandoval machte eine Bewegung, die dem Sprecher Stillschweigen gebot und zugleich das Geheiß enthielt, ihm zu folgen. Er war eine Art Despot unter seinen Leuten, dieser Räuber der Prärie, und liebte nicht, sie in Dinge eingeweiht zu sehen, über deren Bedeutung und Tragweite er sich selbst noch nicht klar war. Seine Vergangenheit, welche das Band war, das ihn mit jenem verband, enthielt eben dunkle Stellen, die er nicht einmal seinesgleichen offenbaren mochte. Indem er mit seinem Gast in den nächsten abgeschlossenen Raum trat und ihn in eine Felsenvertiefung zog, vertiefte er sich mit ihm in ein leise geführtes Gespräch. Die Folge davon war, daß er sich mit den Plänen des Squatters einverstanden erklärte und seinen Genossen befahl, sich zu baldigem Aufbruch bereitzuhalten. Nachdem diese wichtige Angelegenheit erledigt war, entschädigte sich der Rote Wolf durch ein kräftiges Mahl für die Strapazen der Reise und überließ sich dann sowie die anderen einem stärkenden Schlafe.

Früh morgens ließ Don Pedro Sandoval die Pferde aus dem natürlichen Corral oder Stall nach dem Ausgang der Grotte bringen und alle Anstalten zur Wanderung treffen. Der riesige Ahornstamm, welcher bisher als Brücke gedient hatte, wurde in den Abgrund gestürzt, vor die Oeffnung mit vereinten Kräften ein ungeheurer Felsblock gewälzt und der noch frei bleibende Teil so geschickt durch Gestrüpp verdeckt, daß niemand eine Höhle dahinter vermuten konnte. Hierauf traten die Leute die Wanderung durch einen langen schmalen Gang an, aus welchem sie endlich zu der Stelle gelangten, wo die unter der Obhut eines Mannes stehenden, die jungen Keime der Bäume abnagenden Rosse ihrer warteten. Sich in den Sattel werfend, nahmen sie die Richtung nach dem Dorfe des Tollen Bisam.

Vierzehntes Kapitel.

Die Beschwörung des Bi-oh-akon und der Tanz der Alten Hunde.

Ehe wir in unserer Erzählung weitergehen, ist es wohl angezeigt, unseren Lesern einige Erklärungen über die Pueblosindianer zu geben. Der Ausdruck „Pueblo" wird oft fälschlich für „halb gezähmt" angewendet; in Wahrheit ist damit die Vollblutrasse gemeint. Man unterscheidet nämlich die Indianer des spanischen Amerika in Indios bravos und in Indios manzos, d. h. in wilde und zivilisierte Indianer. Den ersteren gehören als Hauptstämme die Komanchen, Navajoes, Apachen, Yutas, Caignas, Mikos, Lipanes und Matalans an. Die Pueblos bilden den Uebergang der Rothäute von Südamerika zu dem Volke der Tolteken, deren direkte Abkömmlinge die Eingeborenen Mexikos sind. Wenn sich diese letzteren aber auch mit Handel und Ackerbau befassen, so haben sie deshalb ihre kriegerischen Neigungen nicht aufgegeben, ja sie räumen ihnen sogar den ersten Platz ein.

Die gefürchtetsten von den Indianern der Prärie sind unzweifelhaft die Apachen und Komanchen, Reitervölker, welche mit den Weißen und unter sich im fortwährenden Krieg leben. Sie sind die wahrhaften Könige des Steppenlandes, „die großen Herzen des Westens," und der Ruf ihrer Opferwilligkeit gegen Freunde, ihrer Grausamkeit gegen Feinde hat sich weit verbreitet. Was sie erscheinen, sind sie teils durch ihre Naturanlage, teils durch ihre Erziehung. Der Knabe schon wird gegen alle Schmerzen abgehärtet, jagt dem Elen und Schakal und später dem Bären und Büffel nach. Zum Manne herangereift, fürchtet er keine Gefahr und beugt sich vor nichts, außer vor dem unergründlichen Geheimnis der „Medizin". Der Glaube an den Medizinzauber ist die Schwäche des roten Wüstensohnes, und er legt sie erst mit dem Tode ab. Es gibt keinen Komanchen- oder Apachenindianer, der nicht seinen Zauber, die Haut irgend eines Vierfüßlers, Reptiles oder Vogels, bei sich trüge. Da er ein solches Stück Haut als die Wurzel seines Daseins, als seinen „Nagual" (geheimen Geist) be-

trachtet, mit dem er sich in Stunden der Not berät und der ihn mit Manitou oder Natosch sich verständigen hilft, so hütet er sie wie sein Leben, denn mit ihrem Verluste betrachtet er auch sich selbst als verloren. Nachgewiesen ist, daß die Rothäute und besonders die beiden genannten Nationen, inmitten des Fortschreitens der Aufklärung und Civilisation stehen geblieben sind, denn während sie ihre althergebrachten Sitten beibehielten, haben sie im Verkehre mit den „Gringos“ (Nordamerikanern) und „Gachupines“ (Mexikanern) Tücke und Hinterlist gelernt. Wenn — wie es fast alljährlich im September, dem „mexikanischen Monat“, der Fall — die Apachen sich wie ein furchtbarer Strom über die Ansiedelungen ergießen, so geschieht es nicht selten, daß sogar die Indios fideles (gläubigen Indianer) mit ihren wilden Brüdern gemeinschaftliche Sache machen und ihnen als Vorläufer, Führer oder Spione dienen — so sehr hat der wilde gehässige Geist bei ihnen platzgegriffen.

Komanchen sowohl wie Apachen werden gerne als Nomaden angesehen; sie haben indessen ihre bleibenden Wohnsitze, zu denen sie, wenn ihre großen Jagd- und Kriegszüge beendigt sind, immer wieder zurückkehren. Zu bemerken ist noch, daß die Komanchen zwei Arten von Dörfern besitzen: Sommer- und Winterdörfer. Die Sommerdörfer sind nur zur Benützung während der schönen Jahreszeit bestimmt, um in Friedenszeiten die Ernte, das Einfahren und die Jagd zu erleichtern; sobald aber die ersten Fröste eintreten oder Kriegslärm entsteht, verläßt man sie. Sorgfältiger und regelmäßiger sind die Winterdörfer erbaut. Meist befinden sie sich auf den Spitzen von felsigen Hügeln, wie die Adlerhorste, und sie zu erreichen ist daher nicht immer leicht. Sie bestehen gewöhnlich aus mehreren pyramidenartigen Gebäuden, die in ansehnlicher Höhe durch Brücken verbunden sind und von welchen herab eine Verteidigung gegen feindliche Nachbarn ungemein begünstigt wird. Bei den Häusern dieser Festen („Pueblos Aronko“) sind die Thüren nicht zu ebener Erde angebracht, sondern der Komanche steigt, wenn er ins Innere will, auf einer eigens hierzu angebrachten Leiter von Stockwerk zu Stockwerk und gelangt durch eine Art Fallthüre an den gewünschten Ort. In

Kriegszeiten werden die Leitern entfernt, und man kann dann nur mit Hilfe von herabgelassenen Reatas oder durch die in den Felsen gehauenen Einschnitte nach dem Pueblo kommen.

In einer von diesen Sommerwohnstätten der Komanchen, genannt Kaïou-Tiß, d. i. „Bärenpranke", hielt einige Tage nach der Vereinigung des Roten Wolfes mit Don Pedro Sandoval eine seltsame kriegerische Truppe ihren Einzug. Die Leute waren sämtlich beritten und von einem Manne angeführt, dessen größerer indianischer Putz ihn als Häuptling kennzeichnete. In ihrer Mitte befand sich ein Mädchen, dem sie anscheinend hohe Achtung zollten. Die im Dorfe anwesenden Krieger ließen die Ankömmlinge ruhig näherkommen, denn sie erkannten sogleich, daß sie es mit befreundeten Indianern zu thun hatten, die jedenfalls irgend eine wichtige Angelegenheit herführte. Daher begrüßte sie auch der angesehenste Häuptling des Dorfes an der Spitze einer auserlesenen Schar auf das freundlichste.

„Meine Brüder sind willkommen!" sagte er. „Pethonista ist erfreut, Freunde im Kaïou-Tiß einziehen zu sehen. Woher kommen sie und was bringen sie uns Neues?"

„Mookapek ist jenseits der Großen Seen" — die Seen des Utahgebietes gemeint — „in den Dörfern der Koras gewesen und nun mit seinen tapferen Kriegern zurückgekehrt," erwiderte der Anführer der Truppe. „Sein Pfad war glücklich."

„Die Nachrichten meines Bruders sind gute," erwiderte jener befriedigt. „Falkenfeder hat an dem Gestrüpp der Wildnis manches Paar Mokassins zerrissen . . . sein Glück ist verdient. Was hat er aber mit dem weißen Mädchen dort vor, und warum hütet sein Auge es so sorgsam?"

„Mookapek hat die feigen Wölfe der Prärien zersprengt und ihnen ihre Beute genommen. Sechs Skalpe werden zum Trocknen vor der großen Arzneihütte seines Stammes hängen!"

Ein „Hugh" des Erstaunens entfuhr den Lippen Pathonistas. Sein leuchtender Blick bezeugte, daß er die blutige That des Kaziken der Koras zu würdigen wußte. Ohne seine Neugierde durch weitere Fragen zu verraten, forderte

er dann seine Gäste auf, ihm nach den Wigwams zu folgen. Hier wurde ein kurzes Mahl eingenommen, worauf Mookapek, der Korashäuptling, seine Geschichte erzählte. Wie sich daraus ergab, war er, vom Zufall begünstigt, auf die Truppe des Roten Wolfes gestoßen und erst gewahr geworden, daß dieselbe eine Gefangene mit sich führte, als er die Räuber schon durch seinen Angriff überrascht hatte. Mit Staunen erkannte er die „blühende Magnolie", die Tochter Don Miguels. Diese Wahrnehmung spornte ihn, das Aeußerste zu wagen, und es gelang ihm, das Mädchen zu befreien und die Yankees in die Flucht zu schlagen. Anfangs hatte er beabsichtigt, sich nach der Hazienda de la Noria zu begeben, um dem Mexikaner sein gewiß schwer vermißtes Kind zurückzustellen; dann aber bestimmten ihn die Umstände, einen andern Entschluß zu fassen. Er hatte nämlich einem der Feinde noch im Sterben das Geständnis entlockt, daß der Squatter nach dem Dorf des Tollen Bisam aufgebrochen sei, in der Absicht, mit dem Apachenhäuptling Stapanat (d. h. „die von Blut triefende Hand") wegen eines Bündnisses zu unterhandeln. Dies schien Falkenfeder um so wichtiger, als er schon früher auf dem Wege nach den Ansiedelungen der Koras aus einer von ihm belauschten Beratung entnommen hatte, daß die Apachen gegen ihre alten Erbfeinde, die Komanchen, einen Kriegszug vorbereiteten. Diese Nachricht war für seine Freunde von solcher Bedeutung, daß er sie ihnen unverzüglich überbringen mußte.

Die Kunde von der Gefahr, welche ihnen bevorstand, verfehlte ihre Wirkung auf die Komanchen nicht. Augenblicklich trat ein Rat zusammen, und es wurde die Beschwörung des Bi-oh-akou, des Kriegsgottes, beschlossen. Es ist dies ein alter Brauch bei den Präriewilden des Westens, der sich bis auf die neueste Zeit erhalten hat. Hauptzweck dabei ist, die bösen Absichten des Feindes zunichte zu machen und den zu ergreifenden Maßnahmen eine gewisse Weihe zu geben. Während der Hachesto (Ausrufer) sämtliche in dem Dorfe anwesenden Krieger zusammenberief, begab sich Pethonista (die Spinne) mit den vier angesehensten Häuptlingen in die „Hütte des Schweißes". Mit dem Totem oder Kukevium, dem Symbol ihres Volkes, in der

Rechten, ließen sie sich schweigend um das Feuer nieder, welches in der Mitte der Hütte brannte. Nachdem sie aus den Kalumets geraucht hatten, die ihnen unter den üblichen Förmlichkeiten gereicht worden waren, näherte sich der Leiter der Zeremonie, der „Medizinmann“, und hub, mit dem Gesicht gegen die Sonne gewendet, an: „Bi-oh-akou, Beherrscher des Kriegs in den Jagdgründen des Thales, sei deinen Söhnen hold und mache sie unüberwindlich! Lehre sie tapfer sein im Kampf, ausdauernd in der Not und unbarmherzig gegen den Feind! Laß ihre Herzen zu Stein werden und zu Donnerkeilen ihre Arme! Gib ihren Bemühungen Erfolg und verleihe ihnen den Sieg über die Schrecken, welche Niang, der Böse Geist, gegen sie entfesselt hat! Bi-oh-akou, Sonne der Komanchennation, walte, daß deine Kinder auch ferner die Prärien beherrschen, gib ihnen Glück im Kriege und auf der Jagd und sieh gnädig auf die Opfer, die sie dir darbringen, auf die Skalpe der feigen Hunde und Wölfe, welche auf den Spitzen ihrer Callis dörren! Bi-oh-akou . . . . . .“

Er fuhr in dem beschwörenden Tone weiter fort, zugleich aber fielen die außerhalb des Wigwams versammelten Indianer mit ihren Chichikoués und Lärmtrommeln ein und verursachten ein Getöse, das geradezu betäubend wirkte. Von den Worten des Zauberers war nichts mehr zu hören; nichtsdestoweniger setzte dieser seine Beschwörungen fort, während sich sein Körper in tanzende Bewegung setzte. Je stärker der Lärm wurde, desto toller wurden seine Bewegungen, und endlich benahm er sich wie ein völlig Rasender, indem er in unsinniger Weise umhersprang und sich krümmte. Trotzdem ihm infolge dieses Gebarens bald der Atem ausging, setzte er doch die Sprünge weiter fort und zwar so lange, bis er, von der Anstrengung erschöpft, ohnmächtig hinstürzte.

Dies war für die draußen heulende und musizierende Menge das Zeichen, innezuhalten und zu warten, bis der Zauberer sich wieder zu regen anfing. Es ereignet sich manchmal, daß sich derselbe, vom Schlage gerührt, nicht wieder vom Boden erhebt, und dies gilt als ein schlimmes Zeichen, weshalb dann einem Zusammenstoß mit dem Feinde soviel

wie möglich ausgewichen werden muß. In dem gegenwärtigen Falle aber erholte er sich bald wieder, und indem er sich taumelnd erhob, näherte er sich Pethonista. Dieser hatte sich inzwischen bis an den Gürtel entkleidet und begann nun ebenfalls die Anrufung, doch nur durch stumme Zeichen, die dem Kriegsgott Bi-oh-akou und zugleich dem Herrn des Lebens (Manitou), des Feuers (Wakonda), des Wassers (Orib) und der Luft (Natosch) galten. Zuletzt streckte er die mit dem Totem ausgestattete Hand gegen die vier Weltgegenden aus, worauf der Zauberer ihm eine mit Federn verzierte Mütze von Antilopenfell aufsetzte.

„Bi-oh-akou hat dich gehört, Häuptling der Komanchen . . . er nimmt dein Opfer an!“ sprach letzterer salbungsvoll.

Pethonista nickte triumphierend, und nun durchhieb ihm der Zauberer mit einem sicheren Streich seines scharfen steinernen Beiles das letzte Fingerglied der rechten Hand. Der Häuptling zeigte sich vollständig unempfindlich gegen den durch diese wenig umständliche Operation verursachten Schmerz; sein Auge glänzte begeistert, und die drei Würdenträger neben sich mit seinem Blute bespritzend, sprach er mit volltönender Stimme: „Bi-oh-akou, Bi-oh-akou, sei gelobt! Wir bitten dich, daß du uns unsere Feinde ausliefern mögest, so wie ich dir dieses Glied meiner Hand überliefert habe!“

Abermals ertönte das entsetzliche Rasseln, Schmettern und Pfeifen, und unter diesen Klängen begab sich Pethonista aus der „Hütte des Schweißes“ nach seinem Calli.

Die Zeremonie war damit zu Ende. Nun folgte aber, obzwar sich der Tag bereits seinem Ende zuneigte, das Freudenfest und zwar zunächst der Tanz der „Alten Hunde“, welcher gleichzeitig zu Ehren der anwesenden Gäste ausgeführt wurde. Unter den „Alten Hunden“ verstanden sich solche Indianer, die sich durch Mut, Kraft und besondere geistige Befähigungen bereits mannigfach hervorgethan hatten. Es ist also gewissermaßen eine Körperschaft von Auserwählten, die manche Vorrechte genießen und in schwierigen Fällen sogar dem Häuptlingsrat beigezogen werden. Der Bund der „Alten Hunde“ besteht so ziemlich unter allen indianischen

Völkerschaften. Im Kaïou-Tiß gab es achtzig dieser auserlesenen Krieger. Die einen trugen Kleider oder Hemden von Bighornleder, andere hatten (jedenfalls eingetauschte) Uniformen von rotem oder blauem Tuch, noch andere waren bis an den Gürtel nackt und veranschaulichten ihre Heldenthaten durch grelle Malereien von rotbrauner Farbe und wieder andere, die angesehensten, besaßen auf dem Kopf einen Aufputz von Rabenfedern, in deren Mitte der Schwanz eines wilden Truthahnes mit geschlagenem Rade oder der eines Königsadlers angebracht war. Jeder hatte außer dem Abzeichen des Bundes die beliebte Lärmtrommel, das Tambourin (Chichikoué) und die aus Menschenknochen gefertigte Ihkohetas oder Kriegspfeife.

Nachdem eine Strecke von vielleicht hundert Meter Länge des Grases beraubt worden war, um dadurch den Raum zu kennzeichnen, der den Tanzenden für ihren Zweck eingeräumt war, stellten sich die Krieger Mookapeks, mit Weidenruten bewaffnet, links und rechts auf, in keiner anderen Absicht, als die „Alten Hunde“ durch unbarmherzig ausgeteilte Hiebe darauf aufmerksam zu machen, wenn sie im Eifer die ihnen gesetzte Grenze überschritten. Daß den Korasindianern diese Rolle zugeteilt wurde, war ein nicht zu verkennender Beweis von Hochachtung. Und nun begann der Tanz — ein Gemisch der sonderbarsten Sprünge und Verrenkungen. Es äußerte sich darin offenbar das Bestreben, eine Aehnlichkeit mit den Bewegungen des Präriehundes zu bewirken — dies bewies schon der vorgebeugte Kopf und Oberkörper und die zeitweise trippelnde Bewegung von Händen und Füßen. Dann ging's freilich wieder im Kreisel herum, welches Manöver von einem Aufschleudern der Pistakoka (Rassel) begleitet war. Das Charakteristische war eben, daß die Tanzenden ihre Grimassen und Sprünge mit der Handhabung ihrer Instrumente verbanden, wobei sie einen Lob- und Triumphgesang der Thaten anstimmten, welche sie im Laufe der langen Jahre vollbracht hatten.

Sicher würde der überaus merkwürdige Tanz zum Ergötzen der Beteiligten wie der Zuschauer noch lange fortgedauert haben, wenn nicht plötzlich ein Ereignis eingetreten wäre, wodurch das Vergnügen in Jammer und die

fröhliche Stimmung in schreckensvolle Verwirrung umgewandelt wurde.

Zur näheren Erklärung müssen wir zu dem Squatter und seinen Freunden wieder zurückkehren.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein neuer Ueberfall.

Der Rote Wolf hatte nach einem guten Tagemarsch das Dorf des Tollen Bisam erreicht, gerade rechtzeitig, um noch den Häuptling Stapanat anzutreffen, welcher sich mit einer zahlreichen Kriegerschar reisefertig gemacht hatte. Das Oberhaupt des Stammes, ein bereits ältlicher Mann mit einem wahren Fuchsgesichte, empfing die Weißen gemessen und zurückhaltend, wurde aber um vieles freundlicher, als letztere einige Geschenke — einen Schlauch Feuerwasser, drei Bündel Tabak und zwei Mäntel von weiblichen Büffelfellen — zum Vorschein brachten und ihm überreichten. Liebenswürdig erkundigte er sich daraufhin nach ihrem Begehr, und als der Squatter mit wohlberechneten Worten sein Anliegen vorbrachte, sagte er bereitwillig zu, mit der einzigen Klausel, daß sich die Verfolgung des gefürchteten La Venganza mit dem Kriegszug gegen die Komanchen müßte verbinden lassen.

Hier muß bemerkt werden, daß der geheimnisvolle „Sohn des Blutes" den Apachenindianern schon des öfteren empfindliche Schlappen beigebracht hatte. Seine Beiseiteschaffung lag also in ihrem eigenen Interesse. Aus seiner Verbindung mit Kitasta-Jouté machte sich Stapanat nicht viel Gewissensbisse; wenn er ihn auch als verabscheuungswürdigen Schurken kannte, so war doch gerade er der rechte Mann, um einen Feind geschickt ins Netz zu locken. Bei seiner Unterhandlung mit Stapanat hatte der Squatter von seinen anderen Gegnern absichtlich geschwiegen, denn er fürchtete, daß die Nennung des Fährtensuchers und Don Miguels leicht eine Wirkung hervorrufen könnte, der entgegengesetzt, welche er anstrebte. Zunächst sollte er sich dem Zuge anschließen, welcher gegen das Komanchen-Sommer-

dorf „Bärenpranke“ unternommen wurde, um dann, wenn die Umstände es zuließen, sich mit den zurückgelassenen Leuten zu vereinigen und dem gefürchteten „Rächer“ nachzuspüren. Gelang das Werk, d. h. wurde dem Gehaßten endlich der Untergang bereitet, so waren dem Häuptling zum Beweis der Erkenntlichkeit drei weitere Schläuche Feuerwasser versprochen.

Nach einigen Stunden, welche den Präriepiraten zur Erholung gegönnt waren, machte sich die aus mehr als fünfhundert wohlgeschulten Kriegern bestehende Truppe auf den Weg. Rasch ging es vorwärts in der wilden Gegend, die der Kunst noch nichts verdankte und deren großartiger, majestätischer Charakter Zeugnis von der Allmacht des Schöpfers ablegte. Wie eine ungeheure Schlange wand sich der Zug durch die Wildnis, jetzt über hellgraue Sandsteinhügel, die teilweise mit verdorrtem Grase und dunkeln Zedern bewachsen waren, dann wieder über grüne Rasenplätze oder durch kurze Gehölze, deren Laub alle Farben durchlief. Dunkles graubraunes, silberglänzendes Gebüsch hie und da, Pappelgänge mit wohlthuendem Schatten und weitab am Horizont Gebirgszüge mit Schneedecken auf den Häuptern. Während Raben und Sturnellen weite Kreise in der Luft beschrieben, Elks, Ashatas und Bighorns röhrend und blökend nach allen Richtungen sprangen, ließen sich in der Ferne einzelne zerstreut umherziehende Büffel gleich schwarzen Punkten unterscheiden.

Die Richtung nach dem Kaïou-Tiß einhaltend, kamen die Apachen dem Rio Gila — einem nördlicheren Arme — immer näher, und wenn sie ihn auch noch nicht sehen konnten, so wurde doch sein Lauf durch die dicken Dünste, die aus seinen Gewässern aufstiegen und langsam hinzogen, deutlich bezeichnet. Nachdem sie noch einen ziemlich steilen Abhang hinuntergeritten und eine kurze Strecke durch eine kanonartige Schlucht gekommen waren, gelangten sie — und zwar am Abend des zweiten Tages — an die Ufer des Flusses, wo sich ihnen ein interessantes Schauspiel darbot. Nur etwa noch eine Stunde entfernt, erhob sich vor ihren Blicken das Sommerdorf der Komanchen — eine große Anzahl zusammengewürfelter Hütten, die ohne Symmetrie

auf Bastionen von Erde aufgeführt waren. Festungswerke waren weiter nicht vorhanden, als höchstens niedere Schanzen, welche in gleichmäßigen Zwischenräumen vor den hauptsächlichsten Callis errichtet worden. Vor allen andern erkennbar, ragte die Medizinhütte empor, die „Hütte des Schweißes“, in welcher die verschiedenen Beschwörungen vorgenommen wurden.

Indianer und Prärieräuber hielten jetzt inne und musterten die vor ihnen befindliche Ansiedelung. Dort bewegten sich zahlreiche Gestalten lebhaft durcheinander, und das Getöse, das zeitweise die Luft durchdrang, sprach dafür, daß irgend etwas Außergewöhnliches vorging.

„Hm, die Burschen da drüben scheinen bei sehr guter Laune zu sein!“ bemerkte der Squatter zu Stapanat und Don Sandoval. „Weiß Teufel, was da los ist! Ich glaube übrigens, die Gelegenheit ist günstig, loszuschlagen.“

„Es sind Gäste im Kaïou-Tiß,“ antwortete der Apachen-Sachem. „Die Komanchen heulen in Gemeinschaft mit fremden Hunden! Mein Bruder sehe!“

Er wies auf die Ostseite des Dorfes, dessen Umrisse bei der zunehmenden Dunkelheit immer verschwommener erschienen. Da waren etwa zehn bis zwölf Zelte wahrzunehmen, die nach ihrer einfacheren Bauart jedenfalls nur zum vorübergehenden Gebrauch aufgerichtet worden — ein Umstand, der die Behauptung Stapanats bestätigte. Da es auch mit der Lustbarkeit — so bewies das Gelärm — seine Richtigkeit zu haben schien, galt es nur, den richtigen Augenblick so rasch wie möglich auszunutzen. Das herrschende Dunkel begünstigte noch das Unternehmen, denn im Schutze desselben liefen die Lauscher keinerlei Gefahr, entdeckt zu werden. Wie geisterhafte Schatten glitten sie auf ihren Pferden vorwärts. Je näher sie kamen, desto lauter wurde das Geschrei und das Rasseln der Instrumente. Alles zusammen vereinigte sich zu einem Höllenlärm.

Es mußte nun ein kurzer Angriffsplan verabredet werden. Man kam überein, daß sich die Krieger in drei Abteilungen scheiden sollten, deren Anführung Stapanat, dem Squatter und Don Sandoval oblag. Alle drei Truppen sollten von verschiedenen Seiten zugleich das Dorf bestür-

men. Die Pferde mußten natürlich unter der Aufsicht einiger Männer zurückgelassen werden, um entsprechenden Falles die Flucht zu erleichtern. Gewiß würde kein in der Ebene aufgestellter Posten haben ahnen können, daß mehr als fünfhundert kampftüchtige Männer sich eben jetzt im Anzuge befanden, so behutsam und schlangenartig bewegten sich diese durch das Gras, indem sie allen gefährlichen Stellen auswichen, die sie hätten verraten können. Dabei hielten sie stets durch das gut nachgeahmte Gebell der Coyoten miteinander Fühlung. Nahezu bei den Einfassungspfählen angelangt, feuerte Stapanat zum Zeichen des Angriffes sein Pistol in die Luft ab. Ein Hagel von Kugeln und Pfeilen folgte und ein Geheul, das sogar den ganzen Stimmaufwand der tanzenden Alten Hunde zu Schanden machte. Kriegspfeifen, Konken, Trommeln und Chichikoués schwiegen augenblicklich. Die Bewohner der „Bärenpranke" waren den ersten Augenblick vor Schrecken starr, als sie durch die Oeffnungen der Palissaden dunkle Gestalten dringen sahen, die sich dann, immer zahlreicher werdend, mit hochgeschwungenen Waffen und teuflische Freude in den Mienen auf sie stürzten. Eine schreckliche Verwirrung folgte, ein unbeschreibliches Durcheinander. Die erbarmungslosen Eindringlinge warfen gleich bei ihrem Erscheinen Feuerbrände auf die Strohdächer der Callis. Einige der Hütten brannten bereits, und die Flammen bildeten bald, immer mehr um sich greifend, mächtige Bogen. Wolken von Qualm und dann wieder ein Regen von Feuerfunken machte die Augen fast erblinden. Das Schauspiel hatte viele Aehnlichkeit mit jenem am Rio San Pedro, wodurch das Schicksal der armen Korasindianer besiegelt wurde, nur waltete der Engel der Vernichtung im Kaïou-Tiß noch nicht so unumschränkt, und die Kraft des Widerstandes gelangte, weit davon entfernt, gebrochen zu sein, hier jetzt erst zur Entfaltung.

Das so plötzlich über sie hereingebrochene Unheil hatte nämlich die Komanchen rasch zu sich gebracht. Mit dem Rufe: „Stapanat! Stapanat! Die Apachen-Wölfe!" eilten sie nach ihren Waffen. Während Weiber und Kinder hinter den Verschanzungen die zur Bergung geeignetsten Orte aufsuchten, bildete sich im Nu ein Ring schlagfertiger Streiter

um sie, und hageldicht fielen nun die Hiebe, ununterbrochen krachten die Schüsse auf den Feind. Pethonista, Falkenfeder und einige andere Häuptlinge leiteten die Verteidigung. Wenn die verbündeten Bisam-Apachen und Rangers sich mit der Hoffnung getragen hatten, daß ihr Ueberfall sogleich die Aufreibung ihrer Gegner zur Folge haben werde, so hatten sie sich hierin gründlich getäuscht, denn hatte auch die erste Gewehrsalve einen beträchtlichen Schaden unter ihnen angerichtet, so diente dies jetzt nur dazu, ihre Wut und damit ihre Entschlossenheit zu erhöhen.

Gewöhnlich pflegen die Apachen in ähnlichen Fällen, wo ihre Absichten an einer tüchtigen Gegenwehr scheitern, bald von ihrem Vorhaben abzustehen, um allzugroßen Verlusten auszuweichen — hier aber war das anders. Der alte Erbhaß zwischen den beiden Völkerschaften, der fast so lange bestand, wie die Völkerschaften selber, trieb sie immer wieder zu neuen Angriffen.

Je länger der Kampf dauerte, desto mehr Zeit fanden die Komanchen- und Koraskrieger, ihre Streitkräfte zu sammeln. Ihre sich verdichtenden Massen verliehen ihren Bestrebungen immer stärkeren Nachdruck, und endlich begann sich auf ihrer Seite ein Uebergewicht fühlbar zu machen. Wütend durch den verlängerten Streit, in welchem seine tapfersten Leute umkamen, versuchte es Stapanat mit heftigen Ausfällen, um eine Entscheidung zu seinen Gunsten herbeizuführen — doch vergebens! Das Kriegsglück wendete sich immer entschiedener auf die Seite der Ueberrumpelten.

Zu den Schrecknissen der Schlacht gesellte sich noch die düstere Glut der Feuersbrunst! Inmitten derselben sah man den Squatter an der Spitze der Seinen verzweifelt sich seiner Gegner erwehren. In der Tollwut des tobenden Kampfes hatte er sich immer weiter vorgewagt, sah aber jetzt die Notwendigkeit ein, einen geschickten Rückzugsplan für sich und seine Gefährten zu entwerfen, als sein Blick plötzlich auf einer Erscheinung haften blieb, die ihn mit ungläubigem Staunen erfüllte. Vor einem der für die Koras aufgerichteten Zelte sah er Donna Klara mit vorgebeugtem Kopfe und lauschenden Ohren stehen, angst-

voll das Kampfschauspiel verfolgend. Im ersten Augenblick zweifelte der Yankee an der Richtigkeit seiner Wahrnehmung, doch erlangte er sogleich die unumstößliche Gewißheit, daß seine Augen ihn nicht trogen. Ohne viel Zeit mit Erwägungen zu verlieren, wie das Mädchen Mittel und Wege gefunden haben mochte, zu entfliehen, erzwang er sich freie Bahn bis zu dem Zelte, indem er alles niederschlug, was sich ihm entgegenstellte. Der Platz war hier frei von Kämpfern, und auf diesen Umstand baute er seinen Plan. Mit einem letzten Sprunge hatte er das Mädchen erreicht, nach dem seine blutbefleckte Hand sich ausstreckte.

„Gift und Dolch, wie kommt Ihr her?“ fluchte er. „Folgt mir, oder Euer Blut komme über Euer Haupt!“

„Nein!“ sagte das Mädchen mit stolzer Entschiedenheit. „Ihr seid ein Elender und sollt mich nicht zum zweitenmale entführen!“

„Gehorcht augenblicklich!“ knirschte der Rote Wolf. „Meine Zeit ist kostbar. Wollt Ihr mit mir gehen, ja oder nein?“

„Nein!“ wiederholte Donna Klara und suchte zurückzuweichen.

Der Squatter sah, daß Zureden hier vergebens sein würde und er zu Gewaltmitteln schreiten müßte, um seine Absicht zu erreichen. Da er in der Hand des Mädchens einen Dolch erblickte, den sie aus ihrem Kleide hervorgezogen hatte, führte er mit der flachen Klinge seiner Machete einen so gewaltigen Streich auf ihren zarten Arm, daß sie mit einem Schmerzensschrei die Waffe fallen ließ. Wohl bückte sie sich augenblicklich, um wieder in den Besitz derselben zu gelangen, doch hatte der Squatter den Dolch auch schon mit dem Fuße weggeschleudert. Krampfhaft umschlang er sie nun, während sie laut um Hilfe rief, hob sie vom Boden empor und eilte mit ihr fort, wobei er seinen Weg durch das Zelt nahm. Mit einem wilden Fluch aber prallte er wieder zurück. Ein Indianer, kein anderer als Falkenfeder, versperrte ihm den Weg.

„Daß dich die Hölle verschlänge!“ brüllte er, da er den Kaziken der Koras auf der Stelle erkannte. „Warum

habe ich dir nicht am San Pedro das Lebenslicht ausgeblasen!“

„Hund von einem Gringo — fürchtest du das Gesicht eines Häuptlings?“ erwiderte jener verächtlich. „Habe ich nicht gesagt, daß wir uns wiedersehen würden?“

„Zur Seite mit dir!“ donnerte der Squatter, noch unentschlossen, wie er sich des neuen Gegners entledigen sollte, da die Last, welche er trug, ihn in seinen Bewegungen hinderte.

„Noch nicht!“ versetzte Mookapek höhnisch. „Zuerst habe ich für Kitasta-Jouté eine Nachricht. Wenn er zu wissen verlangt, was mit seinen Kriegern geschehen ist, so kann ich es ihm sagen. Sie sind zertreten, wie elendes Gewürm! Der Skalp deines jüngsten Sohnes hängt am Gürtel eines Korashäuptlings!“

Diese Worte trafen den Roten Wolf wie ein gutgezielter Schwertstreich. Aber er verlor auch jetzt die gewohnte Entschlossenheit nicht, und mit einem Fluch entlud er die Pistole auf den Sprecher.

Falkenfeder war durch einen schnellen Sprung dem Anschlag des Squatters entgangen; auch er hielt sich schußfertig, wagte aber nicht loszudrücken, da er das Mädchen zu verletzen fürchtete, dessen sich jener wie eines Schildes bediente. Inzwischen waren einige von den Rangers herbeigeeilt, und die Notlage ihres Anführers erkennend, zerschnitten sie die Stricke, welche das Zelt hielten. Die Leinwand senkte sich, ihrer Stütze beraubt, herab und bedeckte die darunter befindlichen Personen. Die nun entstehende Verwirrung benutzte der alte Räuber unter der Beihilfe seiner Leute, um mit seiner Beute durch die Oeffnung zu entschlüpfen, die man ihm freihielt. In den nächsten Augenblicken schon war der Ort durch die herbeiströmenden Scharen der Schauplatz eines Massenkampfes, welcher jenem auf der entgegengesetzten Seite in nichts nachgab.

Nun aber entstand etwas, was den Kampf rasch entschied und die verbündeten Apachen und Rangers ihr Heil in eiliger Flucht suchen ließ. An der Spitze von vielleicht fünfzig Mann erschien La Venganza, einem Sturmwinde gleich. Wiewohl die zurückgewiesenen Angreifer schon bei

ihrem Auszug aus dem Dorfe des Tollen Bisam sich darauf gefaßt gemacht hatten, dem geheimnisvollen Rächer Aug' in Aug' gegenüberzutreten, so war sein jetziges Erscheinen für sie doch zu unzeitig. Eine Zeitlang widerstanden sie noch, als aber die Ankömmlinge mit ihren Säbelklingen immer furchtbarere Ernte unter ihnen hielten, eilten sie nach ihren Pferden und stoben davon. Vorwärts ging's wie im Flug, hinterdrein die Verfolger, die alles aufboten, um jene einzuholen. Vielleicht würden sie die Menschenjagd nicht so hartnäckig fortgesetzt haben, doch der Preis war Donna Klaras Befreiung, und dies spornte sie an, das Aeußerste zu thun.

In den Mienen der Flüchtigen drückte sich Wut und Enttäuschung aus. Wie unglückselig endete für sie die Expedition, von der sie sich so viel versprochen hatten! Aber noch enger sollte sich die Schlinge um sie zusammenziehen. Gerade als sie den Rio Gila nahezu erreicht hatten, zeigten sich zu ihrer Rechten sieben berittene Gestalten, die sich ihnen, als wüßten sie, daß es sich um ihre Verfolgung handelte, in gestrecktem Galopp näherten. Scheltend trieb der Rote Wolf sein Pferd zu noch größerer Schnelligkeit an, denn er ahnte in den fremden Reitern neue Feinde. Die Dunkelheit und Entfernung hinderten ihn, sie zu erkennen — es waren der Fährtensucher und Don Miguel mit ihren Begleitern.

Sechzehntes Kapitel.

Unter Zagen und Hoffen.

Wir haben unsere Freunde in dem Augenblicke verlassen, als sie die Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen einsahen, des Squatters sofort habhaft zu werden. Es war nur natürlich, daß sich des Haziendero angesichts des eben gescheiterten Versuches, eine große Hoffnungslosigkeit bemächtigte, die selbst durch die Vorstellungen des erfahrenen Koutonepi lange nicht behoben werden konnte. Erst als Valentin die Notwendigkeit betonte, die Fährte des entschlüpften Feindes aufzusuchen und weiter zu verfolgen,

raffte er sich zu neuem Handeln auf. Die Gesellschaft verließ nun die Höhle, durch welche Kitasta-Jouté sich gerettet hatte, und überschritt zwei Stunden unterhalb dieser Stelle den Fluß. Dieses Mal teilte sich der Fährtensucher mit seinen indianischen Freunden in das schwierige Werk der Nachforschungen. Jeder von ihnen folgte einer andern Richtung. Zum gegenseitigen Erkennungszeichen wurde der Schrei des Trompetenschwans verabredet.

Der Rote Wolf hatte — darin war man einerlei Meinung — in der Geheimhaltung seiner Spur sich selbst übertroffen. Stunden verstrichen, ohne daß einer der Kundschafter irgend ein befriedigendes Ergebnis aufzuweisen gehabt hätte. Dennoch setzten sie die Nachsuchungen mit jener Ausdauer fort, welche den in der Wildnis lebenden Menschen eigen ist.

„Ich bezweifle fast, daß wir die Spur wieder auffinden,“ bemerkte Don Miguel Zarate zu Valentin, bei dem er mit General Ibanez, Pater Seraphim und seinem Sohne verblieben war.

„Nicht doch, Caballero!“ kopfschüttelte der Jäger. „Der Halunke ist wohl verteufelt listig, aber auch ich bin kein Neuling in diesen Dingen! Ehe noch ein Tag verstrichen ist, sind wir ihm wieder auf den Fersen! Mir fällt da eine alte Geschichte ein . . . es ist freilich schon lange her . . . just volle zehn Jahre! Hatten es da auch mit einem solchen Burschen zu thun, der vielleicht sogar diesen schändlichen Gringo-Squatter gegebenen Falles ins Bockshorn gejagt haben würde. Curumilla wüßte Euch davon ein Lied zu singen! ...“

„Nun, und?“

„Und er ist erlegen, dieser schlaue und stolze Araukaner, und trotz aller seiner Finten haben wir ihm seine Beute entrissen! Hat freilich genug Opfer gekostet! Wo sind sie jetzt alle: Antinahuel, Joan, Trangoil Lanec und die andern? Wo bist du, mein Freund und Bruder Ludwig? Wir werden uns wohl nie, nie mehr wiedersehen!“

Die letzten Worte hatte der Fährtensucher fast nur für sich gesprochen, und die Schwermut, die sich dabei auf seinem Gesichte ausdrückte, ließ seine Begleiter vermuten, daß es sich hier um schmerzliche und doch auch liebgewordene Erinnerungen handelte.

„Nun seht,“ fuhr der französische Jäger nach einer kleinen Pause fort, „wie wir damals das liebe Mädchen — Rosario hieß sie — gerettet haben, so werden wir's auch hier durchsetzen! — — Jetzt aber möchte ich Euch einen Vorschlag machen, Sennores! Wie wir schon von unserem Bundesgenossen La Venganza gehört haben, ist der Squatter wahrscheinlich auf dem Wege nach dem Dorf der Apachen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er sein Ziel vor uns erreicht. Wenn wir ihm nun inmitten seiner neuen Freunde beikommen wollen, so brauchen wir wirksame Hilfe. Ich beantrage daher, die Ansiedelung „Bärenpranke“ aufzusuchen, wo uns unser Bruder Haboutzelke eine günstige Aufnahme vermitteln wird.“

„Ist die Ansiedelung nicht zu entlegen?“ warf Don Pablo ein.

„Sie ist die nächste, auf deren Unterstützung wir rechnen können. Zeit darf natürlich keine verloren werden. Uebrigens wollen wir die Meinung der beiden Häuptlinge über diesen Punkt einholen.“

Auf die verabredete Weise herberufen, tauchten Curumilla und das Einhorn in verhältnismäßig kurzer Zeit im Grase auf. Der Fährtensucher teilte ihnen seinen Plan mit, dem sie lebhaft zustimmten. Die im Kaïou-Tiß befindlichen Krieger zählten zum Heerbann Haboutzelkes, und er konnte ihnen zum voraus die Erfüllung ihrer Wünsche verbürgen. Unverzüglich wurde darauf die neue Richtung eingeschlagen.

Nichts von Bedeutung ereignete sich die nächsten Tage. Während der Rote Wolf Don Pedro Sandoval aufsuchte und später mit den Bisam-Apachen unterhandelte, näherten sich die Freunde in anstrengenden Märschen oder Ritten ihrem Ziele. Eines Morgens wurde ein Fund gemacht, ein kleines Brillantenkreuz, welches Don Miguel im Augenblick als das Eigentum seiner Tochter erkannte.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief er bebend aus. „Sollte mein armes Kind vielleicht nicht mehr am Leben sein? Wie kommt das Kreuz, das sie immer am Halse trug, hierher?“

„Beruhigt Euch, Caballero — es ist nichts weiter,

als ein Zeichen, daß Donna Klara hier vorübergekommen ist," versetzte Koutonepi. „Wahrscheinlich ist das Kettchen zerrissen und das Kreuz heruntergeglitten. Sonderbar freilich ist es, daß hier auch nicht die geringste Spur von dem Mädchen zu erblicken ist! Ich hätte sie unter den Räubern vermutet, welche Kitasta-Jouté zurückgelassen hat."

Die Männer ergingen sich in hundert Mutmaßungen, von denen allerdings eine so falsch war wie die andere. Indessen sollten sie bald darauf über den wahren Sachverhalt aufgeklärt werden.

Es war an einem heiteren Abend, und eben hatten sich die Wanderer hinter einer Hecke zur Nachtruhe gelagert. Don Valentin, Curumilla, Haboutzelke und General Ibanez saßen noch im Gespräch am Feuer, während die übrigen, in ihre Decken gehüllt, schliefen. Plötzlich riß Curumilla den General blitzgeschwind der Länge nach auf den Boden nieder. In demselben Moment blitzte es auf, ein Schuß knallte und eine Kugel zischte mitten in die Glut hinein, den Feuerbrand weit umherwerfend. Ueber dem Geräusch erwachten die drei Schlummernden und griffen nach ihren Waffen. Don Valentin und die beiden Indianer waren ins Gebüsch geeilt, erschienen aber schon in einigen Minuten wieder, einen Gefangenen gebunden in ihrer Mitte führend.

„He, was soll das alles bedeuten?" fragte Don Pablo, sich die Augen reibend.

„Nichts, als daß wir Glück gehabt haben!" sprach der Fährtensucher lachend. „Wenn dieser Kerl da mit dem Spitzbubengesicht nicht zur Truppe des Roten Wolfes gehört, so könnt Ihr mich einen Tropf heißen. — Was hast du hier gesucht?" wendete er sich an den Gefangenen.

„Ihr seid sehr neugierig, Sir!" antwortete dieser höhnisch.

„Hört ihr — ein Yankee vom reinsten Wasser! — Ich will's dir sagen, du Schurke, was du gesucht hast: diesen Ast dort oben und einen Strick dazu! Wie heißt du?"

„Hm, das Bärlein nennen sie mich gewöhnlich," knurrte jener verdrossen.

„Du hast dich in der Nähe unseres Lagers herumgeschlichen und wolltest — he, was wolltest du?"

„Am liebsten Euch den Kragen umdrehen!“ knirschte der Gefragte.

„Danke! Hast es aber herzlich ungeschickt angestellt! Dafür geht es dir jetzt an den Pelz! Fünf Minuten geb' ich dir Zeit, um deine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen! Eines könntest du uns aber doch noch sagen — ich setze voraus, daß du nicht mit einer schwarzen Lüge von hinnen fahren willst! Wie kommt es, daß du dich von deiner Truppe so weit wegverirrt hast?“

Der Räuber besann sich einige Augenblicke, erzählte aber dann, was er wußte — jedenfalls, weil er dachte, daß die Zuhörer daraus keinen Nutzen ziehen konnten. Als letztere von der Zersprengung der Räubertruppe und Donna Klaras Befreiung hörten, dachten sie, auf das angenehmste überrascht, zuerst an La Venganza, dann aber — da nach des Bärleins Aussage Indianer die Retter gewesen — an Mookapek.

„Das ist ein Dienst, für den ich dem wackeren Koras zeitlebens Dank wissen werde!“ sprach Don Miguel. „Und warum hast du auf uns geschossen, da du damit doch nichts erreichen konntest?“ fragte er den Gefesselten.

„Ich wäre damit zufrieden gewesen, wenn ich nur wenigstens einen von euch zur Hölle gesendet hätte!“ erklärte derselbe freimütig, da er wohl begriff, daß er verloren sei.

Der Fährtensucher winkte dem Aukashäuptling.

„Du bist ein beherzter Mann,“ sagte er zu dem Räuber gewendet. „Ich will daher etwas für dich thun. Curumilla, bindet ihm die Arme los!“ Der Indianer gehorchte. „Hier hast du meine Pistole, Bärlein! Schieß dich selber vor den Kopf!“

Der Yankee griff hastig nach der dargebotenen Waffe, setzte sie an seine Stirne, richtete sie aber plötzlich mit Gedankenschnelligkeit auf Valentin und feuerte. Zum Glück hatte sich der Jäger dessen versehen. Sein Kopf zuckte zur Seite, und unschädlich pfiff die Kugel an seinem Ohre vorbei. Die Strafe ereilte den Verräter fast augenblicklich. Mit einem furchtbaren Streich seines Tomahawks spaltete ihm das Einhorn den Kopf. Lautlos rollte der Gerichtete auf die Erde hin.

„Welche Menschen!“ rief Don Miguel aus.

Der Plan, das Dorf der Komanchen aufzusuchen, wurde festgehalten. Vielleicht trug man sich insgeheim mit der Hoffnung, dort noch Näheres über das Schicksal Donna Klaras zu erfahren. Verhängnisvollerweise kam es bald darauf zu einem harten Strauß mit den Rangers, die sich zum Teil wieder zusammengefunden hatten, und das Bestreben, den bedeutend überlegenen Räubern zu entkommen, hatte zur Folge, daß die Ankunft im Sommerdorf bedeutend verzögert wurde. Der Schlauheit des Fährtensuchers gelang es endlich, die Feinde irrezuführen und außer den Bereich der Gefahr zu kommen, worauf man den Marsch in größter Eile fortsetzte. Als sich die Reisenden ihrem Ziele näherten, war aber jener unheilvolle Zusammenstoß zwischen Apachen und Komanchen erfolgt, und das Erscheinen des „Wüsten-Rächers“ hatte dem lange schwankenden Kampf den Ausschlag gegeben.

Siebzehntes Kapitel.

Katastrophe.

Bald genug erfuhren die Ankömmlinge, daß die flüchtigen Bisam-Apachen und Rangers nicht mit leeren Händen das Weite suchten, sondern daß sie vielmehr eine kostbare Beute mit sich schleppten, die Tochter des Haziendero. Bei dieser furchtbaren Ankündigung war Don Miguel nicht mehr zurückzuhalten — fort schoß er auf seinem Pferde wie ein Gewittersturm.

„Klara! Klara!“ hörte man ihn rufen. „O, laßt mich meine Tochter retten!“

Ein unnatürliches Getöse erscholl in diesem Augenblicke. Die in vollem Lauf befindlichen Pferde blieben alle wie eingewurzelt stehen, wieherten entsetzt und sträubten die Haare. Jäger, Indianer und Räuber blickten unwillkürlich gen Himmel und stießen einen gemeinsamen Schrei unangenehmer Ueberraschung aus.

„Vorwärts, vorwärts!“ brüllte der Squatter, der sei-

nem Tiere die Sporen in die Weichen drückte, da er jetzt Don Miguel hinter sich erkannt hatte. „Lockt mir die Hölle alle meine Feinde auf den Hals?"

„Meine Tochter! Meine Tochter!" rief der Haziendero dagegen.

„Komm und hole sie dir, du Hund!" kam es zurück. „Nur tot werde ich sie dir ausliefern!"

Es war ein sonderbarer Anblick, die vielen Reiter zu sehen, wie sie ihre Rosse peitschten und antrieben, ohne daß diese aber von der Stelle wichen. Einzelne von ihnen hatten sich, als ihre Anstrengungen sich als vergeblich erwiesen, aus dem Sattel geschwungen, anscheinend entschlossen, den Wettlauf zu Fuße fortzusetzen — aber schon der nächste Moment belehrte sie, daß dies unmöglich sei. In der Natur gab sich eine merkwürdige Veränderung kund. Der Himmel glich einer ungeheuren Kuppel von gelbem Kupfer, unbeweglich stand der blasse lichtlose Mond, und die Atmosphäre hatte eine solche Durchsichtigkeit angenommen, daß selbst die entferntesten Gegenstände sichtbar wurden. Eine erstickende Hitze lag über der Erde. Dabei regte sich kein Lüftchen, welches die Blätter der Bäume oder die Gesträuche in leise Bewegung versetzt hätte, und der Rio Gila hatte zu fließen aufgehört. In der Aufregung des Kampfes waren die mannigfachen Anzeichen, die auf ein baldiges Naturereignis hinwiesen, unbemerkt geblieben. Jetzt ließ sich ein dumpfes Grollen hören, stärker noch wie vorhin, und ein Geschmetter folgte, das wahrhaft betäubend wirkte. Der Fluß stieg, wie von unsichtbaren Händen gehoben, bis zu einer riesigen Höhe und überschwemmte die Prärie mit unerhörter Schnelligkeit. Wie in ihren Grundfesten erschüttert, schleuderten die auf eine schwankende Basis gestellten Berge ungeheure Felsblöcke in die Ebene; auf allen Seiten spaltete sich die Erde, warf ganze Ströme schwefeligen Wassers aus, die wohl auch mit Steinen und glühender Asche vermischt waren, und fing an, sich in eine langsame, aber ununterbrochen kreisende Bewegung zu setzen.

„Terremoto (Erdbeben)!" tönte es im wirren Durcheinander, und überall sah man die Leute sich bekreuzen oder Gebete hermurmeln, deren sie meist schon längst entwöhnt waren.

In der That war es ein Erdbeben — wohl die schrecklichste Plage jener Landstriche. Während der Boden zu rollen und gleichsam zu sieden schien, dabei sich fortwährend hob und senkte wie die Meereswellen bei stürmischem Wetter und der Schoß der Erde sich aufthat, um feurige Schlacken auszuspeien, eröffnete sich den Blicken noch ein andres furchtbares Schauspiel. Unzählige Büffel- und Bisonherden jagten mit dumpfem Gebrüll über die Ebene, stürzten übereinander hinweg und kehrten, wenn sich ein schwindelnder Abgrund vor ihren Füßen öffnete, immer wieder um, um gleichwohl schon im nächsten Augenblicke auf neue Hindernisse zu stoßen. Jaguare, Panther, Bären, Wölfe hatten sich mitten unter die Damhirsche, Antilopen, Ashatas und Bighorns gemischt. Vom Schrecken toll gemacht, stießen erstere dumpfe Klagelaute aus und dachten nicht daran, ihre leichtfüßigen Nachbarn anzugreifen, so gänzlich hatten Verwirrung und Entsetzen ihre blutgierigen Instinkte aufgehoben. Auch die Vögel schwirrten mit unheimlichem Kreischen in der schwefelgesättigten Luft umher oder sanken zitternd mit ausgebreiteten Schwingen und gesträubtem Gefieder zur Erde nieder.

Ein zweites Schrecknis sollte sich noch mit dem ersten vereinigen, um wennmöglich das Furchtbare der Scene noch zu erhöhen. Das durch die Apachen im Kaïou-Tiß verbreitete Feuer hatte sich allmählich dem hohen Grase der Prärie mitgeteilt, und nun erhob es sich in seiner ganzen gewaltigen Majestät, indem es seinen glühenden Mantel um alle Gegenstände breitete und mit lautem Zischen Millionen Funken von sich sprühte. Man muß einen Brand in den Prärien des Far West miterlebt haben, um sich von der schauerlichen Erhabenheit eines solchen Schauspiels den rechten Begriff zu machen. Ganze Urwälder stehen da in Flammen, hundertjährige Baumriesen winden sich in der Umarmung des Feuermeers, wehklagend und stöhnend wie ein im Sterben liegendes menschliches Wesen. Leuchttürmen gleich züngeln die brennenden beweglichen Massen zum Himmel empor und färben die Gegend bis auf die weiteste Entfernung mit blutrotem Lichte. In diesem Falle gewann das Schauspiel eine erhöhte Furchtbarkeit. Die heftigen Stöße, durch welche der Boden erschüttert wurde, wiederholten sich in immer kürzeren Zeit-

räumen. Im Nordwesten brausten die Fluten des Rio Gila in großen Wogen heran, im Südwesten wälzten sich die Flammen riesenschnell weiter. Die Zeugen dieser Scene sahen angstbeklommen den Raum um sie her immer kleiner werden. Schon berechneten sie die Zeit, welche es noch dauern würde, bis ihre letzte Freistätte entweder vom Wasser verschlungen oder vom Feuer verzehrt wurde. In diesem Schreckensmomente schwand sichtlich aller Groll aus den Herzen beider Parteien, und nur in den Augen weniger konnte man noch die Wut blitzen sehen, die vorher alle beherrscht hatte. Vergebens suchte man ein Mittel zur Rettung ausfindig zu machen. Verzweiflungsvolle Blicke richteten sich auf den Fährtensucher, als demjenigen, von dessen Scharfsinn das meiste zu hoffen war. Schon seit längerer Zeit beriet sich Don Valentin eifrig mit Curumilla und dem Einhorn.

„Es ist schlecht um uns bestellt, meine Freunde!“ äußerte er endlich laut gegen die Umstehenden. „Der besonderen Gnade des Allmächtigen wird es zuzuschreiben sein, wenn wir nicht unser frühes Grab finden! Eine Aussicht bleibt uns noch. Greift alle zu den Waffen und tötet so viele Bison als ihr irgend könnt! Aus den Häuten wollen wir uns Piroguen bauen. Aber rasch, rasch! Möge der Herr des Lebens euren Anstrengungen Erfolg verleihen!“

Eiligst wurde der Rat des erfahrenen Jägers befolgt. Ein Fieber der Thätigkeit ergriff die Komanchen und Koras, ja selbst die Feinde derselben, welche ihre Absicht sofort durchschauten, ahmten hoffend dem gegebenen Beispiele nach. In erstaunlich kurzer Zeit war eine größere Anzahl von künstlichen Booten hergestellt, in die sich die Männer nun ohne Zeitverlust flüchteten. Die Rangers hatten unter der Leitung des Roten Wolfes viele von den entwurzelten Baumstämmen gesammelt, sie mit ihren Lassos zusammengebunden, und auf diese Weise ein großes Floß gebaut, das im stande war, alle zu tragen. Schnell hatten sie es flott gemacht und ließen es von der Strömung fortreißen.

Die Möglichkeit einer Rettung ließ die Feindseligkeiten sogleich wieder in den Gemütern erwachen. Man hörte aufs neue Schüsse ertönen und anfeuernde Rufe. Natürlich

war die Hoffnung der Verfolger, Klara aus den Händen ihrer Entführer zu befreien, angesichts des vom bleichen Mondlicht magisch beleuchteten Naturschauspiels, fast verschwunden.

„Wir müssen dem Satan den Garaus machen!“ sprach Koutonepi. „Das Floß gewinnt uns immer mehr Raum ab! Curumilla nehmt den Elenden aufs Korn!“

„Halt, halt — noch einen Augenblick! Ihr könntet meine Tochter treffen!“ beschwor der Haziendero den Indianer. „Ich will es noch einmal versuchen — vielleicht gelingt es mir, ihn zu rühren.“

„Den?“ brummte der Jäger. „Nein, nein, gebt Euch keiner Täuschung hin! Ein Tiger hat mehr Herz, als dieses Ungeheuer!“

„Sennor,“ rief Don Miguel laut und streckte seine Hände mit flehender Gebärde nach dem erbarmungslosen Manne aus, „ich beschwöre Euch, gebt mir meine Tochter zurück! Verlangt welches Lösegeld immer, ich will es Euch zahlen! Bei allen Heiligen, was es auf der Welt gibt, bitte ich Euch, laßt Euch erweichen!“

„Spart die Worte, Don Miguel Zarate!“ lautete die von einem rohen Gelächter begleitete Antwort.

„Meine Tochter! Gebt mir meine Tochter!“ rief der Mexikaner, den Squatter mit den markerschütternden Tönen des verzweifeltsten Schmerzes unterbrechend.

„Wo ist Schaw, mein Sohn?“ brüllte der Rote Wolf. „Mookapek hat ihn getötet, und Ihr habt Euer Teil dazu beigetragen!“

„Bei Gott, Ihr seid im Irrtum! Wenn Schaw umgekommen ist, so ist es ohne mein Zuthun geschehen! ...

„Ihr lügt! Gebt mir meinen Sohn wieder, und Ihr sollt Eure Tochter erhalten!“ höhnte der Bandit.

Donna Klara machte hier durch eine That kühner Entschlossenheit der Verhandlung ein plötzliches Ende. Den Augenblick benutzend, wo sie sich von den sie umgebenden Wächtern unbeobachtet sah, stürzte sich kopfüber in den Fluß. Kitasta-Jouté hörte das Wasser hinter sich rauschen, und indem er, sich umdrehend, sofort erkannte, was geschehen war, sprang er mit einem Ausrufe des Zornes dem Mädchen nach, entschlossen, seine Beute nicht aufzugeben. Fünf Schüsse etwa

wurden auf ihn abgefeuert — doch schien er wie von einem Zauber beschützt zu sein. Mit höhnischem Lachen schüttelte er den Kopf, so oft eine Kugel neben ihm ins Wasser schlug.

„Zu mir!" rief das mit den Wellen ringende Mädchen laut. „Don Valentin! Vater! Zu Hilfe!"

„Hier bin ich, mein Kind!" antwortete Don Miguel. „Harre aus — nur noch einen Augenblick!"

Seinem väterlichen Herzen folgend, wollte er das Boot verlassen, aber auf einen Wink Koutonepis hinderten ihn Curumilla und Falkenfeder daran. Don Valentin hatte das Messer zwischen die Zähne genommen, den Mantel abgeworfen und verschwand in den Wellen des Gila. Sogleich aber tauchte er wieder empor und schwamm nun, das Wasser nach rechts und links kräftig zerteilend, auf den Yankee zu, der sich Klaras bereits wieder bemächtigt hatte. Es waren übermenschliche Anstrengungen, die der Fährtensucher machte, aber sie blieben nicht erfolglos — er kam seinem Ziele näher und näher. Bald befanden sich die beiden furchtbaren Gegner mitten in der brausenden Wasserflut Aug' in Aug' einander gegenüber, bereit, mit dem gezückten Messer in der Faust den Streit um das wehrlose Mädchen zu enden. Da ertönte aufs neue ein furchtbares Krachen aus dem Innern der Erde, gleich der Explosion einer Batterie. Der Boden bewegte sich abermals heftig und der Fluß wurde mit unwiderstehlicher Gewalt zum Teil aus seinem Bett gedrängt. Valentin und der Rote Wolf, von der Macht der Erschütterung im Kreise herumgetrieben, wurden voneinander gerissen, und ein gähnender Abgrund öffnete sich zwischen ihnen. Ein gellender Todesschrei durchdrang in diesem entscheidenden Augenblick die Luft. Der Squatter hatte in seiner Erbitterung über die hartnäckige Verfolgung die arme Donna Klara geopfert, indem er ihr seinen Dolch in die Brust stieß.

„Da, ihr Narren!" brüllte er. „Ich habe euch ja gesagt, daß ich sie nur tot ausliefere! Kommt und holt sie euch jetzt!"

Beim Anblick dieses schändlichen Meuchelmordes rang der Fährtensucher in ohnmächtigem Zorn die Hände, während Don Miguel und sein Sohn vor Schmerz laut aufschrieen. Die entsetzliche That, die sich vor aller Augen vollzog,

mußte selbst auf die rohesten Gemüter einen niederschmetternden Eindruck machen. Wieder knallten einige Schüsse. Kitasta-Jouté aber war verschwunden. War er von den Wellen mit fortgerissen worden oder hatte er das Floß erreicht? Hätten die Verfolger durch den Mantel von Banditen hindurchblicken können, sie würden gesehen haben, daß der Mörder geborgen und in Sicherheit war.

Auf den letzterfolgten Stoß trat auf Erde und Wasser Ruhe ein. Auch die Feuersbrunst legte sich, da sie in dem durchwühlten, von dem Flußwasser durchnäßten Boden keine Nahrung mehr fand. Die Apachen schwammen auf ihren Piroguen in weiter Entfernung.

„Was thun wir nun?“ fragte General Ibanez, mit thränenerstickter Stimme den Fährtensucher.

„Laßt uns ans Land steigen,“ erwiderte dieser leise, und auf den eben ausgeworfenen Körper Donna Klaras weisend, fügte er hinzu: „Wir wollen dem Opfer dieses Verruchten die letzte Ehre erweisen!“

Eine halbe Stunde darauf senkten die Freunde die Leiche des armen Mädchens in die Erde. Weinend sprach Pater Seraphim über der früh geknickten Blüte seinen Segen. Nachdem dann noch einige große Felsblöcke auf das Grab gewälzt worden waren, um es fürder vor Entweihung zu schützen, begaben sich alle in das halbzerstörte Sommerdorf der Komanchen zurück.

Achtzehntes Kapitel.

Was der Squatter weiter beginnt.

Kitasta-Jouté setzte, als er mit seinen Leuten das Erdbeben glücklich überstanden hatte, seinen Weg zu Wasser weiter fort, so lange, bis die Entfernung zwischen ihm und seinen Feinden eine so große war, daß er auf Stunden hinaus nichts zu fürchten brauchte. Die kurz vorher verübte Greuelthat verursachte ihm keinerlei Gewissensbisse — es war für den gewissenlosen Räuber einfach ein Akt der Wiedervergeltung, der in seinen Augen vollauf gerechtfertigt war.

Nur eines verdroß ihn — der Verlust eines großen Teiles der Pferde und das schiefe Verhältnis, in welches er plötzlich zu den Apachen des Bisonstammes geraten war. Der Aberglaube der Indianer zeigte sich hier im schärfsten Lichte. Sie nannten ihre Verbindung mit den weißen Rangers eine unglückbringende und blieben dabei, daß sie dadurch das Mißfallen des großen Geistes erregt hätten. Das unerwartete Erscheinen La Venganzas bestärkte sie noch in dieser Annahme. Dem gegenüber erwies sich alles Zureden als machtlos. Die Apachen hatten allerdings große Verluste erlitten, aber auch die Rangers wußten davon ein Lied zu singen. Sie vermißten sogar denjenigen, der ihnen bisher Haupt und Seele gewesen war — Don Pedro Sandoval. So entgegenkommend Stapanat, der Apachen-Sachem, vor dem Kampfe sich gezeigt hatte, so unnahbar und abweisend verhielt er sich jetzt. Nach kurzen Auseinandersetzungen kam es zum vollständigen Bruche. Stapanat mit seinen Kriegern kehrte in das Dorf des tollen Bison zurück, der Rote Wolf dagegen schlug die Richtung nach der Sierra de los Komanches ein.

Gleich im Anfange ihres Marsches stießen die Rangers auf jene Truppe, welche durch Mookapek versprengt worden und nun auf eine sehr kleine Zahl herabgesunken war. Die Anführer dieser Truppe waren die beiden Söhne des Squatters, Sutter und Ambros und der frühere Arriero Andreas Garotte. Dem Roten Wolf war das Zusammentreffen mit den Gefährten gerade jetzt sehr erwünscht, und wenn auch ihre Erzählung von den erlebten Abenteuern ziemlich trostlos klang, so ging er doch stillschweigend darüber hinweg, denn er wollte die allgemeine Mutlosigkeit nicht noch steigern. Für den Tod seines Sohnes Schaw war ihm das Wiedersehen seiner Tochter Ellen hinreichend Ersatz. Das zarte Kind, welches überall eher hinpaßte, als in diese Gesellschaft von Raubvögeln, war wohl das einzige Geschöpf, für welches sein Herz höher schlug.

„Nun, wie steht es, meine Taube?“ fragte er nach der ersten Begrüßung. „Du hast dich geängstigt, nicht wahr? Ich geb' es zu, es ist ein wahres Jammerleben, das ich führe, eine Eberhetze! Ich wollte nur, du wärest wenig-

stens geborgen! Aber den Mut nicht verlieren! Wir suchen jetzt nach einem Schlupfwinkel, wo du dich von den Strapazen und Unruhen der letzten Zeit erholen kannst.“

„Ich bin kräftig und beklage mich nicht — ich frage mich nur immer, wozu alles?“ versetzte Ellen. „Ihr braucht ja doch nur die arme Donna Klara ihrem Vater zurückzugeben, und diese Treibjagd hat ein Ende! Wo ist sie jetzt?“

„Gut aufgehoben! Daß du dich nur um alles bekümmerst, Kind!“

„Gut aufgehoben?“ wiederholte das Mädchen bitter. „O, ich sehe wohl, Ihr hintergeht mich! Ist sie nicht wieder in Eure Hände gefallen und . . . ich scheue mich, es auszusprechen! Ich zittere für Euch, Vater, denn Ihr eilt von einer Sünde zur andern! Furchtbar wird die Strafe des Herrn Euch einst treffen!“

Die einfachen schlichten Worte des unschuldigen Wesens machten auf das Gemüt des Banditenführers mehr Eindruck, als alle Verwünschungen seiner Feinde zusammengenommen. Man konnte seinen Körper unter einem leichten Schauder erbeben sehen. Aber die weiche Regung war sogleich wieder vorbei. Schon seine nächste Aeußerung zeugte von der ihm eigenen Gefühlsroheit.

„Närrin, die du bist! Deine kindischen Ansichten können mir nicht bange machen! Recht hat, der die Macht besitzt, und Rache ist süß! So habe ich's mein Lebenlang gehalten, und verdammt will ich sein, wenn ich in meinen alten Tagen umsattle! Geschehen ist geschehen — Worte ändern nichts daran. Aber still davon! Wir haben unsern ganzen Kopf notwendig. Wenn wir den uns gestellten Fallen entgehen wollen, heißt es schlau sein, by God!“

Der Rote Wolf entwickelte nun seinen Gefährten seinen weiteren Plan, gegen den sich auch nicht das geringste einwenden ließ. In dieser Beziehung war Kitasta-Jouté als alter Präriеveteran ein würdiges Seitenstück zu Valentin Guillois, das heißt, er hatte im Augenblick höchster Gefahr hundert Mittelchen zur Hand, die ihm sein erfindungsreicher Kopf eingab. Auch hier bestätigte sich dies. Nachdem er seine Leute zuerst über ein kleines Gewässer und dann in ein Gehölz geführt hatte, ließ er sie an einer Stelle, wo

die Fußstapfen wilder Tiere den Pfad kreuzten und den Spuren ein verworrenes Aussehen gaben, im dicksten Blättergeschlinge abschwenken und, teils auf ihren eigenen Decken schreitend, teils auf den Bäumen weiterklimmend, einen entfernteren Ort gewinnen. Von dort mußten sie hierauf wieder zu dem Wasser zurückkehren, eine Zeitlang in seinem Bette fortwaten und dann eine Richtung einschlagen, die sie noch weiter zurückführte. Als sie den Marsch, der lediglich auf Täuschung berechnet war, auf diese Weise noch ein bis zwei Stunden fortgesetzt hatten, wurde Sutter auf Kundschaft ausgeschickt. Was diesem begegnete, werden wir, da es im Zusammenhange mit den Maßregeln der feindlichen Partei steht, sogleich berichten.

Neunzehntes Kapitel.

Gerichtet.

Haboutzelke, das Einhorn, wurde bei seinem Einzug in dem Dorfe von den Komanchenkriegern mit großem Jubel begrüßt. Obgleich er zum Stamm der Schildkröte gehörte, verlieh ihm seine hohe Würde doch einen Einfluß auf alle Häupter der Nation und die Macht seiner Kommandopeitsche erstreckte sich auch auf die Indianer des Sommerdorfes „Bärenpranke". Pethonista ordnete sich daher gerne dem Sachem unter, welcher kurz und bestimmt seine Befehle erteilte. Mit dem Sommerdorfe schien sich wenig mehr machen zu lassen. Waren auch die Flammen durch die ausgetretenen Fluten des Rio Gila zum Teil erstickt worden, so hatten doch die Feuerzungen zu stark überall hingeleckt, als daß irgend eine Hoffnung auf Erhaltung der Wigwams geblieben wäre. Die Zunder und Pechpfeile hatten ihren Zweck erfüllt. Ohne dem Elemente, dem es ohnedies bald an Nahrung gebrechen mußte, Einhalt zu thun, verließ man die Brandstätte. Unter der Eskorte von ungefähr dreißig Mann wurden die Weiber und Kinder nach der nächsten Komanchenansiedlung gebracht.

Don Miguel Zarate lag währenddem in einem Zustande

völliger Geistesabwesenheit. Dem Begräbnis seiner Tochter hatte er, stumpf vor sich hinsehend, beigewohnt, während Don Pablo, angesichts der düsteren Ceremonie, herzzerreißend schluchzte. Manchmal nur griff er mechanisch an seinen Kopf. Er schien das Gedächtnis für das Gewesene verloren zu haben. Don Valentin betrachtete ihn mit innigem Mitleiden; er unterschätzte den Stoß nicht, der das Vaterherz getroffen hatte, und fürchtete die Folgen.

„Wir müssen den armen Mann so schnell wie möglich aus seiner Unempfindlichkeit reißen," sprach er kopfschüttelnd, „oder ich gebe kein Pulverkorn für den Erfolg! — He, Sennor!" schrie er dem Haziendero ins Ohr. „Auf! Gedenkt des Mörders Eurer Tochter!"

Diese Mahnung, so unbarmherzig sie sein mochte, war Valentins einzige Hoffnung. Bei dem Namen der Geopferten schüttelte ein krampfhaftes Zittern die Glieder des Mexikaners. Mit irrem Blick sah er den Fährtensucher an, fuhr wieder mit der Hand über seine glühende Stirn und sank auf einmal, leichenblaß werdend, auf den Boden zurück. „Meine Tochter! Gebt mir meine Tochter!" durchdrang sein Klageruf die Luft. Er schien nun von einem wilden Fieber ergriffen zu werden, das ihn hin und her riß und ihm die Schläfe wie mit einem Feuerreifen umspannte. Die wahnsinnigen Bilder seiner Phantasien, die sich aber doch eng an die Wirklichkeit anschmiegten, befriedigten übrigens den Fährtensucher offenbar, denn er nickte beifällig mit dem Kopfe. Die Krisis mußte benutzt werden. Den Arm Don Miguels entblößend, zog er seinen Dolch und öffnete ihm eine Ader. An der Wunde zeigte sich zuerst ein schwarzer Punkt von der Größe eines Stecknadelkopfes, der aber sogleich durch den nachdringenden Blutstrahl herausgedrängt wurde. Valentin hemmte das Fließen des Blutes erst, als dieses seine schwärzliche Farbe verloren hatte und hellrot geworden war. Den Daumen auf die geöffnete Stelle drückend, verband er sie rasch mit einigen dicken Leinwandstreifen und wartete den Erfolg seines Verfahrens ab.

„Wo bin ich?" murmelte der Haziendero, verwundert nach einer Weile die Augen aufschlagend. „Was ist geschehen?"

„Gott sei Dank, Ihr seid gerettet, teurer Freund!“ antwortete Valentin Guillois. „Wahrhaftig, Ihr habt mir bange gemacht!“

Don Miguel Zarate entsann sich jetzt wieder der letzten Vorgänge und vergoß bittere Thränen. Don Valentin fürchtete eine Wiederkehr seines vorigen Zustandes, und seine Hände ergreifend und drückend, sagte er:

„Es ist wahr, die Sache ist schlimm genug ausgegangen — aber Eines mag Euch trösten: vielleicht ist es nicht das schlimmste Schicksal, das der armen Sennorita hat widerfahren können! Möge sie in Frieden ruhen!“

„Mein Bruder trockne seine Thränen,“ mahnte auch, herzutretend, Haboutzelke. „Die Weiber weinen, die Männer aber rächen sich!“

„Ja, sie rächen sich!“ murmelte der Haziendero für sich, und seine von dem Fieber noch matten, glanzlosen Augen blitzten voll wilder Leidenschaftlichkeit aus. „Sie rächen sich!“ wiederholte er lauter mit geballten Händen.

Dieser Ruf, über einem kaum geschlossenen Grabe erschallend, pflanzte sich im vielstimmigen Echo weiter fort. Würde er Erfolg haben? Jedenfalls sollte bis dahin noch manche Stunde vergehen und — manches Opfer fallen! . . .

Trotzdem es Nachtzeit war, wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Den Spuren der Banditen nachfolgend, rückten die Komanchen- und Korasindianer mit den verbündeten Weißen ziemlich rasch vor, und man konnte leicht den Eifer bemerken, der jeden einzelnen beseelte. La Venganza, der sich bisher von den andern abgesondert hatte, ritt finster und schweigend dahin. Der Begräbnisakt von vorhin schien ihn noch mehr verdüstert zu haben. Traurige Erinnerungen waren dadurch in ihm aufgeweckt worden. Ein Zucken ging zuweilen über sein Gesicht, und wenn es dann in seinen Augen aufleuchtete wie Feuersglut, gewann er ganz das Aussehen eines Dämons, der nicht Ruhe finden kann. Schon nach der ersten Viertelstunde gemeinschaftlichen Marsches verließ er die Verbündeten und seine Leute mit dem Bedeuten, daß er die Gegend rekognoszieren wolle. Dem Fährtensucher war dies sehr erwünscht —

einem Manne wie La Venganza entging sicherlich nichts, was mit dem vielgehaßten Feinde in Beziehung stand.

Unterwegs machten die Verfolger erwünschte Beute. Don Pedro Sandoval, welcher bei dem Kampf im Kaïou-Tiß verwundet worden war und den Seinen nicht schnell genug hatte folgen können, fiel in ihre Hände, in einem Augenblicke, wo er sich schon für geborgen hielt. Nichtsdestoweniger trug der Bandit, wennschon er wußte, daß sein Spiel zu Ende gespielt war, herausfordernden Trotz zur Schau.

„Macht Euch zum Sterben gefaßt!“ bedeutete ihm der Fährtensucher. „Wir haben so viel durch Euch und Eure Helfershelfer gelitten, daß wir unrecht thun würden, Euch am Leben zu lassen.“

„Macht mit mir, was Ihr wollt,“ versetzte Sandoval kalt. „Ich weiß, daß mein Leben verfallen ist und frage nichts danach! Ihr könnt nicht mehr, wie mich töten.“

„Sehr wohl,“ versetzte Valentin, „und es wird uns zur Genugthuung dienen, die Welt von einer giftigen Schlange befreit zu haben! Seid Ihr etwa das nicht Sennor?“

„Caspita! Wollt Ihr Plaudermarkt halten? Ich bin zum Schwatzen nicht aufgelegt. Nennt mich meinetwegen, was Euch beliebt! Aber . . . einen Gefallen könntet Ihr mir dennoch erweisen. Ist La Venganza nicht bei Euch?“

„Im Augenblick ist er abwesend.“

„Schade! Ich hätte ihn gerne noch unter vier Augen sprechen wollen. So sagt ihm denn, daß der eine von seinen drei tödlich gehaßten Feinden, Don Pedro Sandoval, auch Montado genannt, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht hat!“

„Euer letzter Wille soll geehrt werden! Machen wir aber jetzt ein Ende. He, Haboutzelke — Curumilla, was sollen wir mit dem Hidalgo anfangen?“

„Wir hängen ihn!“ antwortete der Araukaner trocken, während sich auf den Mienen der Nächststehenden lebhafte Zustimmung ausdrückte.

„Ein guter Einfall!“ nickte Valentin. „Und sieh, da liegt ja der Bursche gerade unter einem herrlichen Baum!

Der soll ihm die Gelegenheit verschaffen, sich die Umgegend mit Muße zu betrachten. Curumilla, mein wackerer Freund, steigt einmal hinauf und biegt mir jenen Zweig nieder!"

Der Ulmen führte den erhaltenen Befehl sofort aus, ohne ein Wort zu sprechen. Don Sandoval verhielt sich ganz ruhig — es hatte den Anschein, als ob er bei alledem unbeteiligt wäre. Ein stolzer Zug um den Mund nur bewies, daß er das, was um ihn her vorging, beobachtete und sich seine Gedanken darüber machte.

Ehe die Hinrichtung ausgeführt wurde, gab das Einhorn seinen Kriegern ein Zeichen, und diese setzten samt den Weißen ruhig ihren Weg fort, als wäre da nicht eben ein Drama in Vorbereitung. Sie alle waren an ähnliche Scenen zu sehr gewöhnt, um dadurch noch erregt werden zu können. Der Fährtensucher und Curumilla blieben allein zurück. Nachdem Valentin dem Banditen die Schlinge, die er aus seinem Lasso bereitet, um den Hals gelegt hatte, warf er dem Indianer das andere Ende des Strickes zu, und dieser band es fest, worauf er wieder zu seinem Gefährten herunterstieg.

„Schade eigentlich um den Mann!" brummte der Jäger für sich, so laut, daß der Aukashäuptling leicht seine Worte verstehen konnte. „Meine, daß er einen echten Edelmann abgegeben hätte, wenn er nicht eben ein so großer Halunke gewesen wäre! Nur dieser stolze Blick! . . . Hm, jetzt heißt es Gerechtigkeit üben, und damit basta!"

Keinen Augenblick mehr zögernd, ließ er den heruntergebogenen Ast fahren; dieser ward in die Höhe geschnellt und riß den Körper des Gerichteten mit sich. Ohne das Ende der düsteren Scene abzuwarten, eilten die Zeugen derselben den voranziehenden Gefährten nach.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Bekenntnis des Räubers.

Don Pedro Sandoval, welcher unter den Zuckungen des Todeskampfes allein blieb, sollte demungeachtet nicht das ihm vermeinte Schicksal erleiden. In dem Moment

als Valentin und Curumilla hinter einer Bodensenkung verschwunden waren, brach eine Gestalt aus dem nächsten Dickicht, und den Baumelnden erblickend, hatte sie im Nu den Baum erklettert und den Strick durchschnitten. Der Räuber fiel auf den Boden, wo er regungslos, wie tot, liegen blieb.

Sutter, der erschienene Retter, machte sich nun angelegentlich um den Gehenkten zu schaffen; er nahm ihm die Schlinge vom Halse, rieb ihm die fast erstarrten Gliedmaßen und mühte sich, in dem anscheinend leblosen Körper den Lebensfunken wieder zu erwecken. Lange war dies vergebens. Das Blut in den geschwollenen bläulichen Adern wollte nicht zirkulieren. Als letztes verzweifeltes Mittel goß der Sohn des Squatters den Inhalt seiner Feldflasche über den Kopf des Spaniers aus. Bei der eisigen Berührung des Wassers bebte dessen Körper, ein tiefer Seufzer rang sich mühsam aus seiner Brust, und matt öffnete er die Augen, den um ihn Beschäftigten mit glanzlosen Blicken anstierend. Gleich darauf fiel er in die frühere Starrheit zurück. Nun, wo sich Sutter davon überzeugt hatte, daß noch Leben in dem hilflos Daliegenden war, lud er ihn sich auf die Schulter und schlug die Richtung ein, die, wie er wußte, seine Genossen einhielten. Er stieß auch bald zu ihnen, worauf er, unterstützt von andern, die Erweckungsversuche erneuerte.

Als Pedro Sandoval wieder zu sich kam, verzog ein schmerzliches Lächeln seine bläulichen Lippen.

„Also noch nicht tot?“ fragte er mit leiser, gebrochener Stimme. „Nützt aber nichts — es ist mit mir nichts mehr zu machen, das fühle ich, Kompadres! — — Wer ist das?“ fragte er auf Ellen weisend.

„Nun, kennt Ihr sie nicht mehr? Es ist Ellen, meine Tochter!“

Der Räuber zuckte zusammen und die Umstehenden glaubten ihn: „Da waltet Gotteshand!“ murmeln zu hören. Die Anstrengung, sich zu sammeln, rief einen plötzlichen Blutandrang in ihm hervor.

„Ach, wie ich leide!“ flüsterte er. „Mein Kopf brennt wie Feuer! . . . Gebt mir zu trinken! . . .“

Man brachte schleunigst Wasser. Sandoval wies es zurück.

„Nichts, nichts! Ich brauche Stärkung. Gebt mir Aguardiente (Branntwein)!“

„Narr, der Ihr seid!“ schalt Kitasta-Jouté. „Das ist Gift für Euren Zustand!“

„Gebt mir, sage ich!“ drängte der Spanier. „Ich brauche Kraft zum Sprechen und will die Zeit, die mir noch bleibt, dazu benützen, das Geheimnis von mir abzuwälzen, das seit langen Jahren auf meiner Seele lastet.“ Einer von den Leuten hatte ihm seine Flasche hingereicht; er trank gierig. „Gut, sehr gut! Laßt mich jetzt mit dem Mädchen allein!“

„Goddam, seid Ihr verrückt geworden!“ fuhr der Squatter auf. „Was wollt Ihr von meiner Tochter?“

„Von Eurer Tochter?“ wiederholte Don Sandoval mit spöttischer Betonung. „Ich will sonst nichts, als sie mit gewissen Dingen bekannt machen, die . . .“

Der Nordamerikaner wollte sich auf den Sprecher stürzen, wahrscheinlich in der Absicht, ihn durch einen Messerstoß zum Schweigen zu bringen, aber einige von den Rangers, welche dieses Vorhaben durchschauten, wehrten ihn ab.

„Ihr seid noch immer der nämliche, John Wilke!“ höhnte der seinem Ende nahe Räuber weiter. „Eine jahrelange Kameradschaft mit einem Dolchstoß beschließen, das ist so Eure Art. — Laßt es Euch zur Warnung dienen, Ben Steepleton!“ wendete er sich zu Andreas Garotte, der an seiner Seite stand. „Hätte Euch gern den Gefallen gethan und geschwiegen, Gevatter, aber seht, jetzt, wo es ans Sterben geht, will alles heraus, was faul und wurmstichig ist! — — Pépé Martiniz, deine Pistole, deine Feldflasche ... und jetzt noch einmal, geht, geht!“

Die Präriepiraten zogen sich zurück. Alle ahnten, so weit ihnen die Vergangenheit dieses Mannes bekannt war, die inhaltschwere Mitteilung, welche er machen wollte, und ihre Blicke richteten sich mit Interesse auf den offenbar dabei beteiligten Andreas Garotte, sowie auf den Squatter und Ellen.

Als Don Pedro Sandoval sich mit dem ängstlich ge-

spannten Mädchen allein sah, bat er sie, sich dicht neben ihn zu setzen und ihm beizustehen, seinen Körper in eine sitzende Stellung zu bringen, und als dies geschehen war, sprach er:

„Hört mich nun aufmerksam an, Sennorita, und bedenkt wohl, daß man in meiner Lage nicht lügt! Was ich Euch mitteilen werde, ist alles Wort für Wort wahr, und ich wünsche nur, daß Ihr für die Zukunft Vorteil daraus ziehen könnt. Wenn Seele und Leib solange noch zusammenhält, so sollt Ihr über manches Aufklärung erhalten, was Euch bisher dunkel war, und mögt Ihr dann für mich ein stilles Gebet sprechen, der ich leider zu genug Unthaten die Hand geboten habe."

Einige Augenblicke innehaltend, sammelte er seine Erinnerungen, that einen kräftigen Schluck aus der Flasche und begann dann:

„Ich bin nicht immer ein Prärieräuber gewesen, das heißt ein Tiger in menschlicher Gestalt, ein Elender, auf den Jagd zu machen die Pflicht eines jeden Gutgesinnten ist — es hat einst eine Zeit gegeben, wo ich jung, schön und reich war. Mein Vermögen war so groß, daß ich selbst den Umfang desselben nicht kannte. Mein Leben war das vornehmer Taugenichtse — ich ließ das Geld springen, daß selbst der reichste Born hätte erschöpft werden müssen. Was soll ich auf die Thorheiten näher eingehen, die ich beging? Genug, daß ich ein leidenschaftlicher Spieler und Sportsman und ausgezeichneter Gesellschafter war und daß ich den Ruf eines ‚vollendeten Kavaliers' vollständig rechtfertigte. Während meines leichtsinnigen Dahinlebens machte ich die Bekanntschaft zweier Nordamerikaner, die nicht gerade viel Edelmännisches an sich hatten, deren fuchsartige Schlauheit mich aber sofort auf den Gedanken brachte, daß ich vielleicht einst daraus würde Nutzen ziehen können. Der eine hieß John Wilke, der andre Ben Steepleton. Beide betrachtete ich anfangs nur als untergeordnete Vollstrecker meines Willens, trat aber später in vertrauliche Beziehungen zu ihnen.

„Eines Tages kam ein Fremder nach Arispe, wo ich mich aufhielt; wie man sagte, war es ein Caballero aus

einem der inneren Staaten, der über Millionen verfügte und zu seinem Vergnügen reiste. Der Mann leistete so großes an Geldverschwendung, daß sein Ruf darin dem meinigen nicht nur gleichkam, sondern ihn bald noch übertraf. So lächerlich es erscheinen mag: es lag eine Art Ehrgeiz in diesem sinnlosen Aufwande, und ich war wütend darüber, als ich mich ausgestochen sah. Meine Freunde reizten mich durch ihre beständigen Neckereien noch mehr. Keine vierzehn Tage waren seit dem Erscheinen des Don Gutierez Arroyal verstrichen, so hatte er sich mir so gründlich verhaßt gemacht, daß ich ihn ohne Gewissensbisse hätte töten können. Oefter sahen wir uns in den Tertulias, und unsre Blicke kreuzten sich scharf wie Messerklingen. Daß ich den bittersten Haß gegen den Rivalen empfand, war schon darin begründet, daß mein eigener Reichtum im Niedergang begriffen war. Ein feindlicher Zusammenstoß war unvermeidlich und erfolgte schon in den nächsten Tagen. Man fing eines Abends — wir saßen gerade in der Tertulia des Gouverneurs von Arispe beisammen — auf Anregung des Wirtes eine Partie Monte*) an. Seit zwei Stunden hielt ich Bank und hatte, vom Glücke begünstigt, große Summen vor mir liegen. Trotz der Leidenschaftlichkeit, die sich nach und nach in das Spiel gemischt hatte, zog sich doch einer nach dem andern zurück, und ich wollte eben mein Geld zusammenraffen, als Don Gutierez, welcher gleichfalls anwesend war, spöttischen Tones bemerkte:

„‚Ich habe die Ehre, diese hunderttausend Piaster auf einmal zu halten! Da Sie heute so merkwürdiges Glück haben, möchte ich Ihnen beistehen, Ihre zerrütteten Finanzen wiederherzustellen.‘

„‚Keine Sorge, mein Herr,‘ entgegnete ich blaß vor Wut. ‚Wenn Sie diese hunderttausend Piaster auf einen Wurf setzen, so ist es mir recht . . . aber wie, wenn Sie verlieren?‘

„‚Don Julio Izaguirre‘ — hier wies Gutierez auf einen Mann neben sich, der als der reichste Bankier von Arispe bekannt war — ‚wird in diesem Falle die Güte

*) Mexikanisches Spiel.

haben, Ihnen eine Anweisung auf die in Rede stehende Summe auszufertigen. Und sogar auf zehntausend Piaster mehr, Sennor, welchen Ueberschuß Sie als ein Geschenk von mir betrachten wollen.‘

„Diese Worte begleitete er mit einem bösen Lächeln. Er wußte nur zu wohl, daß mein Vermögen durch meine tolle Verschwendungssucht sehr verringert worden war und daß ich wahnsinnig sein mußte, das Angebot einzugehen. Aber er rechnete auf meinen Ehrgeiz und täuschte sich darin nicht. Zornbebend reichte ich meinem Partner die Karten hin. Alle in der Tertulia anwesenden Personen scharten sich um uns. Tiefes Schweigen herrschte im Saal — in jedem Gesicht drückte sich eine riesige Neugierde aus, welche der seltsame Auftritt notwendig erweckte. Das Spiel begann ... Don Gutierez hob ab. Beim vierten Stich hatte ich verloren!“

Hier hielt der Räuber inne. Seine Stimme war schwach und klanglos, und nur mit großer Anstrengung hatte er vernehmbar zu sprechen vermocht. Eine fieberhafte Röte bedeckte seine Wangen. Seine Augen leuchteten, daß man wohl erkennen konnte, wie er im Geiste die ganze Geschichte aufs neue durchlebte. Einen tiefen Zug aus der Korbflasche thuend, fuhr er endlich wieder fort:

„Ich war in Verzweiflung. Der Verlust der Summe, die zehn Familien glücklich gemacht haben würde, richtete mich zwar nicht zu Grunde, doch durfte ich weiter nichts wagen, wenn ich mich nicht gänzlich aufreiben wollte. Don Gutierez Arroyal zündete sich, während mich ein nervöses Zittern befiel, ruhig seine Panatellas (Zigarre) an.

„‚Das Glück ist wetterwendisch, wie Sie sehen, Sennor Don Sandoval-Montado!‘ sagte er kalt. ‚Wenn Sie einverstanden sind, geb' ich Ihnen Revanche! Aber ich bitte vorher um den Einsatz!‘

„‚Ja,‘ sprach ich zwischen den Zähnen, ‚den Einsatz will ich erlegen — aber Sie werden dann so gütig sein, mit mir einen kleinen Waffengang zu versuchen!‘

„‚Mit Vergnügen!‘ antwortete Don Gutierez nur.

„Es wurde abermals gespielt, und fünf Minuten später hatte ich auch den zweiten Einsatz verloren. Das Bewußt-

sein, daß ich ein ruinierter Mann war, drohte mich wahnsinnig zu machen; aber ich bezwang meine Gefühle. Die Anwesenden fanden meine Herausforderung nur natürlich, und so standen wir uns gleich darauf mit dem Degen in der Hand im blumengeschmückten Saale gegenüber. Der Kampf fand beim Glanze der Kerzen statt, dicht neben dem Spieltische, auf welchem das aufgehäufte Gold unheimlich funkelte. Obgleich ich einen ausgezeichneten Ruf als Fechter hatte, stürzte ich doch schon beim zweiten Gang besiegt und mit durchbohrter Brust zu Boden. Einen Monat lang schwebte ich zwischen Leben und Tod, und nur langsam genas ich wieder.

„Mein eifrigstes Streben ging nun dahin, an Don Gutierez Rache zu nehmen. Dieser aber war verschwunden, und ich konnte ihn trotz angestrengter Nachforschungen nicht ausmitteln. Alsbald gedachte ich jetzt meiner Bekannten, des erwähnten John Wilke und Ben Steepleton. Ich besprach mich mit ihnen über den Gegenstand und fand sie bereit, meinen Absichten zu dienen. Sie waren eben gewohnt, in meinen Reichtümern zu schwelgen, und der Schlag, der mich vernichtete, hat auch sie getroffen. Mit dem Schwure, alles zu thun, um den Gehaßten ausfindig zu machen und Rache an ihm zu üben, trennten wir uns. Mich führte mein böses Geschick eines Tages in die Nähe der Hazienda del Papagallo (Papageienhaus) — der Ort ist keine Tagereise von hier entfernt — und zufällig erfuhr ich, daß der Besitzer ein sicherer Don Arroyal sei. Ich fragte weiter nach und fand meine Erwartungen bestätigt. Mein Gegner war gefunden. Glücklich und zufrieden lebte er hier mit Weib und Kind und Bruder. Indem ich mit den Resten meines Vermögens ein kleines Gut in der Nachbarschaft der Hazienda ankaufte, rief ich John Wilke und Ben Steepleton zu mir. Aufmerksam verfolgten wir nun den Lebenslauf unsers Feindes, wie der Jaguar seine Beute beobachtet, und bald waren wir in die näheren Verhältnisse desselben eingeweiht. Don Gutierez hatte seine unruhige Lebensweise aufgegeben, und seine Gattin Isabel übte mit ihrem Kinde einen wohlthätigen Einfluß auf ihn aus. Daß sein Reichtum seither nicht abgenommen, bewies schon der

Umstand, daß die Leute ihn und seinen Bruder Don Lukas allgemein die ‚Minen-Sprenger‘ nannten. Ob er uns bemerkt und erkannt hatte, wußte ich nicht, doch nahm ich es an, da insbesondere Don Lukas, welcher der mißtrauischere von beiden zu sein schien, uns öfter mit argwöhnischen Blicken maß.

„Ich eile zum Schluß meiner Erzählung, Sennorita! Es war ein blutiges Werk, das wir vollbrachten! In einer dunkeln Nacht schlichen ich und meine zwei Helfershelfer zur Hazienda hin, erkletterten, als wir uns zuvor überzeugt hatten, daß alles ruhig sei und friedlich schlafe, die Mauern und . . . bald war's geschehen! Don Gutierez und seine Frau wurden im Schlafe überfallen und erbarmungslos gemordet, ohne daß die Dienerschaft, welche sich in unmittelbarer Nähe befand, eine Ahnung davon hatte. Mercedes, beider Kind, das nur wenig Jahre zählte, rissen wir aus den Armen seiner sterbenden Mutter und nahmen es mit uns. Don Lukas Arroyal war damals zufällig abwesend und entging unserm Mordstahle. Wahrlich, zu unserm Unheil! . . .“

Don Sandoval sank bei den letzten Worten zurück und verfiel in Stillschweigen.

„Ihr seid noch nicht zu Ende!“ drängte Ellen, welche durch die Erzählung des Räubers fieberhaft erregt worden war.

„Nein — aber sogleich,“ antwortete jener, gierig trinkend. „Ach, aus dem Blute der Gemordeten wuchs eine schlimme Saat empor — ein furchtbarer Rächer erstand gegen uns, der uns seither auf Schritt und Tritt verfolgte. Wir mußten unsern Meierhof verlassen und irrten mit dem Kainsmal auf der Stirne lange Jahre in der Wildnis herum. Aus dem Edelmann und einstigen Nabob Don Sandoval-Montado wurde ein Banditenführer, eine Präriehyäne. Wenn Ihr heute die Hazienda del Papagallo suchen wollt, so findet Ihr nur noch eine Trümmerstätte. Don Lukas selbst hat die Ansiedelung samt unserm benachbarten Gut in einen Schutthaufen verwandelt, und wie vom Fluch erstickt, verbannt, verschwand Hütte um Hütte von dem Orte, der jetzt die Huerta Quemada (Verbrannter Hof) heißt.“

„Aber Mercedes ... wißt Ihr nichts weiter von ihr?“ fragte das Mädchen.

„Ihr könntet es erraten!“ flüsterte der Räuber matt, mit einer vergeblichen Anstrengung, sich wieder zu erheben. „John Wilke und Ben Steepleton, das heißt Euer sogenannter Vater und Andreas Garotte sollen Euch Auskunft hierüber geben. Das eine schwöre ich Euch bei der Seligkeit, die ich verscherzt habe: Ihr seid die Tochter des Roten Wolfes nicht, und wenn es hier auf Erden noch jemanden gibt, der Euch dem Blute nach verwandt ist, so ist es . . .“ Hier raschelte es im Gebüsch seitwärts, und der Squatter wurde sichtbar, anscheinend von einigen Rangers zurückgehalten. „Ha, Amigo, kommt jetzt immerhin!“ unterbrach sich Sandoval. „Flucht mir nicht! Ich habe meinem Herzen Luft gemacht und fühle mich nun leichter . . . ja, um vieles leichter! . . .“

„Albernes Geschwätz!“ knurrte Kitasta-Jouté. „Ihr habt Ellen nur den Kopf verwirrt!“

„Denkt darüber, wie Ihr wollt!“ murmelte der Räuber. „Ich habe das Mädchen an Euch gewiesen . . . verbergt ihr die Wahrheit nicht ... und wenn Ihr noch etwas gutmachen könnt von dem, was wir miteinander gesündigt haben, so thut's . . . thut's! Vielleicht werdet Ihr mir bald nachfolgen, Freund Wilke . . . und es ist immer besser . . . das Gewissen . . . rein zu haben! — — Hier meine Hand . . . gehabt Euch wohl! . . .“

Don Pedro Sandoval-Montado hatte kaum das letzte Wort gesprochen, als er nach der Pistole, welche man ihm zurückgelassen hatte, griff, sie an seinen Kopf setzte und feuerte. Blutbesudelt lag er zu den Füßen seines Kameraden und Ellens, die mit einem Schrei des Entsetzens zurückfuhr.

In dem Momente, als die Rangers, durch den Schuß alarmiert, herbeistürzten, sahen sie einen Reiter im gestreckten Galopp aus dem Walde und an sich vorübersprengen. Sich auf die Seite biegend, faßte er mit kräftigem Arm das junge, vor Schrecken bleiche Mädchen, warf sie vor sich aufs Pferd und war auch schon wieder verschwunden, einem Gespenste gleich. So unglaublich schnell vollzog

sich dies vor den Blicken der bestürzten Männer, daß sie geneigt waren, das Geschehene für eine Augentäuschung zu halten. Aber leider sprach hier die Thatsache zu deutlich!

Der Squatter war mit verzweiflungsvoller Gebärde der Gestalt, in welcher er den furchtbaren Rächer erkannte, nachgestürzt und stierte mit weitgeöffneten Augen in die leere Luft, als derselbe verschwunden war. Zurückkehrend warf er sich auf die Erde hin und achtete nicht darauf, daß das Blut seines Freundes seine Kleidung tränkte.

„Fort!" murmelte er. „Fort! . . . Gerade in diesem Augenblicke, und durch ihn entführt! Sollten die Schwarzröcke etwa doch recht haben? Gäbe es wirklich eine Vorsehung?!" . . .

Einundzwanzigstes Kapitel.

Auf den Trümmern der Huerta Quemada.

Der Fremde, welcher so unerwartet erschienen war, und so pfeilgeschwind mit seinem Fang fortschoß, war in der That kein andrer als La Venganza. Im schwindelnden Ritte flogen die Bäume und Felsen zu seinen Seiten vorüber. Während das Tier mit vorgestrecktem Kopfe und zurückgelegten Ohren dahinsprengte, trat es alles, was ihm in den Weg kam, unter seine starken Hufe und blies lange, weißliche Dunstwolken aus den weitgeöffneten Nüstern. Den Bossal (Gebiß) zwischen den Zähnen zerbeißend, beschleunigte es noch mit jedem Augenblick seinen Lauf, indessen Blut und Schweiß von seinen durch die Sporen des Reiters zerrissenen Weichen herunterliefen. Im Anfange hatte Ellen, nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt, heftige Versuche gemacht, sich aus den Armen ihres Entführers zu befreien, auf die Gefahr hin, sich im jähen Sturze an den Steinen zu zerschmettern; dieser aber hielt sie mit fester Faust und ließ sein Auge mit einem Ausdruck grausamsten Triumphes auf ihr ruhen. Sein Mund blieb stumm.

Es war längst Tag. Mit freudigen Tönen hatten die Vögel die Wiederkehr des Lichtes begrüßt, und strahlend leuchtete jetzt die Sonne am Himmel. Rechts und links

vom Wege dehnte sich eine herrliche Landschaft voll malerischer Abwechslung bis in weite Ferne aus. Willenlos, mit bleichen, halbgeöffneten Lippen, klopfendem Herzen und wehenden Haarflechten lag das junge Mädchen quer über dem Sattel des Pferdes, außer stande, ihre Anstrengungen zu erneuern. Was hatte der Schreckliche mit ihr vor? Nach einem dreistündigem Ritte hielt La Venganza endlich kurze Rast. Ellen kam wieder zu Atem und erholte sich. Aber auch jetzt sprach der finstere Fremdling, den sie scheu betrachtete, kein Wort — nur seine gefaltete Stirn, sein drohender Gesichtsausdruck schien zu sagen: „Warte, bald ist deine Stunde gekommen!"

„Wohin wollt Ihr mich bringen?" wagte Ellen endlich zu fragen.

„Nach der Huerta Quemada!" lautete die dumpfe Antwort.

Das Mädchen schrak zusammen. War das nicht derselbe Name, mit welchem der sterbende Don Sandoval die Trümmerstätte der Hazienda del Papagallo bezeichnet hatte? Ein Frösteln durchlief ihren Körper, als ihr Blick abermals den furchtbaren Wüstenmann streifte und sie bemerkte, wie er bereits wieder Anstalten zur Fortsetzung des Rittes traf. Wenige Minuten später hatte sie ihren Platz auf dem Sattel des Pferdes wieder eingenommen, und neuerdings ging's dahin über Hügel und Höhen. Wie das kräftige Tier so durch die üppigen Wiesenstriche dahinflog, glaubte sie manchmal von den herniederreichenden Zweigen eines Baumes, von einem Lianengeschlinge abgestreift zu werden — doch war kein Grund zu einer solchen Befürchtung vorhanden, denn La Venganza hielt sie mit starkem Arm umfaßt. Mehreremale noch unterbrach letzterer seinen Ritt, und endlich sah er eine Indianerstadt, durch die eigentümlichen Türme erkennbar und von einer Dunstwolke umlagert, abseits liegen, worauf er auf eine entfernte Anhöhe zur Rechten zuhielt. Dort angelangt, stieg er vom Pferde, nahm demselben das Gebiß ab, damit es ungehindert das dichte Gras abweiden konnte, faßte dann das Mädchen, welches zuletzt in einen ohnmachtähnlichen Schlaf versunken war, in seine nervigen Arme und begann mit seiner Last die Höhe hinaufzusteigen.

Währenddem kündigte die zunehmende Dunkelheit den Anbruch der Nacht an. Die Luft war schwüler geworden; dichte, schwärzliche, mit schmalem Weiß besäumte Wolken wälzten sich langsam am Himmel hin und ließen für die nächsten Stunden ein Gewitter gewärtigen. Schon fingen dicke, lauwarme Tropfen zu fallen an, die der Boden begierig aufzog. Ein greller Blitz durchzuckte auf einmal die immer tiefer gehenden Nebel, die Gegend mit seinem fahlen Scheine erhellend und von dröhnendem Donner gefolgt. Mit gesenktem Kopf und gerunzelten Augenbrauen hatte La Venganza den Rücken der Anhöhe erreicht und setzte nun seine Wanderung auf dem ebenen Terrain weiter fort. Es war ein unbeschreiblich verwilderter Anblick, der sich nunmehr darbot. Unter den Büschen dichten hohen Grases sah man eine geschwärzte Ruine ihre stumpfen, zerstörten Spitzen erheben. Ein Haufen halbverkohlter Gegenstände lag rings herum. Mauerbruchstücke, halbeingestürzte Bogenwölbungen erzählten eine traurige Geschichte. Hie und da standen Fruchtbäume, Cedern, Dahliapflanzen, und eine Nozia oder Cisterne trug an ihrem langen Schwengel noch die Ueberreste des ledernen Eimers, der zum Wasser gedient hatte. Was sich dem Blick hier zeigte, war einmal die Hazienda del Papagallo gewesen. Inmitten des wüsten Gemäuers war ein hohes Kreuz von schwarzem Holze aufgerichtet, das eine Grabstätte bezeichnete. Am Fuße des Kreuzes machten sich eine Anzahl menschlicher, gespenstisch grinsender Schädel bemerkbar, die in unheimlicher Symmetrie aufgeschichtet lagen und von der Sonne mit der Zeit die Farbe des Elfenbeins erhalten hatten. Ellen würde zusammengeschaudert sein, wäre dieser Anblick ihr zu teil geworden.

La Venganza suchte nun mit Ellen und dem Pferde die Ueberreste eines Stalles auf, der sich einige Schritte seitwärts befand und trotz seines verwitterten Zustandes dem vom Gewitter überraschten Wanderer ein notdürftiges Obdach bot. Das Wetter fing gleich darauf mit aller Macht zu toben an. Der Regen fiel in Strömen, die Blitze folgten sich in geringen Unterbrechungen, der Donner rollte und furchtbar wütete der Sturm in den Gipfeln der Bäume und im zerklüfteten Mauerwerk, ein seltsames Singen und Orgeln hervorrufend.

„Mir gerade recht!“ nickte La Venganza finster. „Das Ungewitter kann nicht so fürchterlich rasen, wie der Aufruhr da drinnen in meinem Herzen! Die Natur bereitet sich auf das vor, was hier geschehen soll! — Hätte ich nur auch Kitasta-Jouté, diesen abgefeimten Schurken, samt seinem Genossen so in meiner Gewalt!“

Er legte Ellen, die aus ihrer Betäubung noch nicht erwacht war, auf eine Blätterstreu und betrachtete sie aufmerksam einige Minuten lang. Dann kreuzte er die Arme über der Brust und fing an, hastig auf und ab zu gehen, indem er unzusammenhängende Worte vor sich hinmurmelte. Erst nach längerer Zeit unterbrach er seine Wanderung und näherte sich aufs neue dem regungslos daliegenden Mädchen, sich in ihre Betrachtung versenkend. Es war ihm in ihren Zügen längst eine Aehnlichkeit aufgefallen, die ihn erbeben machte. Das blitzende Messer in der Rechten, beugte er sich zu ihr nieder und forschte, forschte. Ein Gedanke war in ihm aufgestiegen, den er aber wieder zurückdrängte.

„Wenn aber doch?“ murmelten seine Lippen. „Nein, nein — es ist nicht möglich! O, der Zweifel ist fürchterlich! Wollte ich etwa meines Bruders Kind ermorden? Es wäre zu entsetzlich! Ich muß Gewißheit haben!“

Der Dolch entfiel seiner Hand. Sich auf die Erde neben Ellen hinwerfend, rüttelte er sie. Bei der heftigen Bewegung, durch die sich ihr Kleid verschob, wurde am Halse der Schlafenden ein Skapulier von schwarzem Samt sichtbar, und dieses zog augenblicklich die Aufmerksamkeit La Venganzas auf sich. Im Nu war es von der Kette, die es festhielt, abgetrennt und einer genauen Betrachtung unterzogen. Ein Blitz erhellte eben mit grellem Aufzucken die Gegend. Zwei verschlungene Buchstaben, ein M und A, waren in das Skapulier eingestickt. Die Wirkung, welche durch diese Wahrnehmung hervorgerufen wurde, äußerte sich in einem lauten Aufschrei.

„Allmächtiger Gott, sie ist es wirklich!“ kam es keuchend aus seiner Kehle. „Mercedes, Mercedes, Kind meines gemordeten Bruders! Ah, sie hört nicht! Hab' ich sie etwa getötet, ich Unmensch? Ich bin allzu grausam, gefühllos

gegen sie gewesen — aber wahrlich, ich wußte nicht, was ich that! — Mercedes, wach auf!"

Er machte immer wieder neue Versuche, Ellen aus ihrer Bewußtlosigkeit zu reißen, und endlich kam sie wieder zu sich. Verwundert musterte sie ihre Umgebung. Beim Anblick des schwarzen Kreuzes befiel sie ein Frösteln. In höchliches Erstaunen aber versetzte sie das Benehmen ihres Entführers. So barsch und rauh er bisher gegen sie gewesen, so aufmerksam und fürsorglich zeigte er sich jetzt. Während er sie weicher bettete und sein Zarapé unter sie hinbreitete, sah sie, daß seine Augen gefeuchtet und ein unnennbar freudig-schmerzliches Gefühl auf seinen Mienen ausgedrückt war. Er war in diesem Augenblicke nicht mehr der furchtbare Mann, vor dem sie zitterte — er schien ihr plötzlich ein andrer geworden! Das unverhoffte Wiederfinden, das Wunder, das sich vor seinen Augen enthüllt, hatte ihn überwältigt und zum Sklaven seiner Empfindungen gemacht.

Sobald La Venganza sich einigermaßen wieder gefaßt hatte, erkundigte er sich bei dem Mädchen um ihre frühesten Erinnerungen, und wenn diese auch zu unbestimmt waren, um ihn zu befriedigen, so waren sie doch ausreichend, um über die Person Ellens keine Zweifel mehr bestehen zu lassen. Zur völligen Sicherheit forschte er noch nach einem kleinen winzigen Mal am rechten Arme, und er fand es auch.

Während all dies vor sich ging, schüttelte der Sturmwind noch immer gleich heftig an dem elenden Gebäude und der Donner dröhnte mit furchtbarem Gekrach. Nur der Regen hatte nachgelassen. Mit sanfter Gewalt zog La Venganza das Mädchen zu dem Kreuze hin, wo er sie niederzuknien nötigte.

„Höre mich aufmerksam an, mein Kind!" sprach er mit umflorter Stimme. „Hier vor vielen Jahren fielen deine Eltern in einer ebensolchen Nacht von verruchter Mörderhand, und hier an derselben Stelle wurden sie von mir beerdigt! Ich bin dein Onkel, Don Lukas Arroyal, und ich habe mir gelobt, die Mörder unsrer Lieben zu strafen! Bete, mein Kind, am Grabe des Teuersten, was du besessen hast!"



„Bete, mein Kind, am Grabe des Teuersten, was du besessen hast!“
(S. 136.)

Ellen, erschüttert von dem enthüllten Geheimnis, das sie doch schon vorher zum Teil durchschaut hatte, folgte dem Geheiß, und ihre bebenden Lippen flüsterten unter Schluchzen fromme Segensworte. La Venganza stand daneben, entblößten Hauptes und auf seine Büchse gestützt — eine seltsame Gruppe auf der vom elektrischen Strahl umzuckten Anhöhe!

„Gott hat es wunderbar gefügt," nahm nach längerer Pause letzterer wieder das Wort, „daß ich dich gerade hier auf den Trümmern der Hazienda del Papagallo erkennen mußte, zu einer Zeit, wo ich nicht mehr darauf hoffte, dich zu finden! Ich glaubte dich tot. Die Elenden haben ja jede Spur von dir zu verwischen gewußt. Aber ich kenne sie nur zu gut, und wie ich hundertmal auf dieser öden Grabesstätte geschworen, so schwöre ich es auch jetzt: ich werde blutige Rache üben!"

Die arme Ellen war in die zwiespältigsten Gefühle gestürzt. Einesteils empörte sie das traurige Schicksal, das ihre Eltern getroffen hatte, andernteils konnte sie aber auch dem ihr Mitleid nicht versagen, der, wenn er ihrem Herzen auch immer fremd geblieben war, ihr lange Jahre hindurch aufrichtige Liebe und eine sorgfältige Pflege gewidmet hatte. Nachdem La Venganza sie zu dem früheren Obdach zurückgeführt hatte, erzählte er hier noch manches, was die Dinge, die sie durch Sandoval erfahren hatte, ergänzte. Don Lukas war in derselben Schreckensnacht, in welcher der Mord geschah, in die Hazienda zurückgekehrt und hatte von seinem Bruder, aus dem noch nicht alles Leben gewichen war, die Namen der Schuldigen erfahren. In seinen Armen war er verschieden, ihm mit dem letzten Seufzer die Bestrafung der Thäter zur Pflicht machend. Ellen ihrerseits berichtete von den Ereignissen im Lager der Rangers und von dem Tode Don Pedro Sandovals.

„Also meinem Arme entwischt?" murmelte La Venganza. „Wohl — vorbei ist vorbei! Dafür hat mich der Himmel vor einer That der Finsternis bewahrt und mir statt einem Opfer einen erlösenden Engel zugeführt! — Schlaf jetzt wieder, Mercedes, wenn du kannst," wendete er sich an diese, „und suche die schlimmen Eindrücke zu vergessen, die du erhalten hast. Ich, dein Onkel, werde über dir wachen!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Malpaso.

Ungefähr eine Woche nach dem überraschenden Wiederfinden von Onkel und Nichte finden wir fünf Männer, deren Aussehen Kraft und Entschlossenheit verrät, in der Sierra de los Komanches gerade im Begriffe, eine der zerklüfteten Höhen emporzusteigen. Es war ein wahrhaft beängstigender Eindruck, den dieses Gebirge, ein südlicher Ausläufer des Rocky Mountain (Felsengebirge), mit seinen tausend schauerlichen Schluchten und schwindelnden Pfaden hervorbrachte, und es wäre wirklich nicht zu wundern gewesen, wenn die Abenteurer sich bewogen gefühlt hätten, umzukehren. Dazu war die Luft, trotzdem man sich in den ersten Tagen des Juli befand, hier rauh und frostig, und höher oben noch zeigten die mit Schneedecken bekleideten Abhänge der Berge, daß da vollständiger Winter herrschte.

Die fünf kühnen Wanderer waren Don Valentin, Curumilla, General Ibanez und die beiden Akamaritzin. Wie sie an diesen Ort gekommen, ist leicht erklärt. Als die miteinander verbündeten Komanchen und Koras, sowie die Leute La Venganzas nach der Justifizierung Sandovals die Verfolgung des Roten Wolfes wieder aufnahmen, merkten sie bald, daß ihr Feind sie auf eine falsche Spur gelenkt hatte. Sie änderten die Richtung, und es gelang, die richtige Fährte wieder aufzufinden. Dieselbe führte nach der Sierra de los Komanches, in ein Felsenlabyrinth, das ein Nachfolgen schwer, wenn nicht unmöglich machte. Der Squatter hatte durch seinen Winkelzug einen großen Vorsprung gewonnen. Dazu hörten die schwachen Anzeichen, welche bisher darauf hindeuteten, wo die Räuber vorübergekommen waren, abermals auf, und selbst die unermüdlichen Nachforschungen von so erfahrenen Männern wie Valentin, Curumilla, Haboutzelke und Adlerfeder bezweckten nichts Wesentliches. Es mußte daher ein kluges Mittel ersonnen werden. Koutonepi riet, einen der Gipfel des Felsengebirges zu ersteigen, von wo aus man den größeren Teil der Schluchten und Thäler überblicken könnte; vielleicht ließe sich auf diese Weise der schlaue Gegner ausfindig

machen oder wenigstens der Weg, der für seine Flucht am geeignetsten war. General Ibanez, Curumilla, der Haziendero und sein Sohn schlossen sich dem Fährtensucher an, während Pater Seraphim, den man nicht an den durch das kühne Unternehmen heraufbeschworenen Unbilden teilnehmen lassen wollte, bei den Indianern zurückblieb. Die verbündeten Weißen und Rothäute sollten indessen den Paß entlang ziehen, sich bei der ersten Thalscheide teilen und verschiedene Seiten des Gebirges zu beherrschen suchen.

Da klommen sie nun, die fünf Kundschafter, die Felsgrate empor, entschlossen, sich durch kein Hindernis vom Weiterklettern abschrecken zu lassen. Wenn sie sich hie und da, atemlos, vor Schweiß triefend, kleine Ruhepausen gönnten, so strebten sie dann um so hastiger vorwärts, um den Zeitverlust hereinzubringen. Der Rocky Mountain ist eine merkwürdige Bergkette, die einzig in der Welt dasteht und weder mit den Pyrenäen noch mit den Alpen oder Apenninen verglichen werden kann. Als eine der großartigsten Gebirgsformen erhebt sich die Sierra de los Komanches, deren düstere Abgründe, tiefe Thäler, blitzende Seen und schäumende Sturzbäche einen erhabenen und zugleich schreckenerregenden Anblick darbieten. Die sonnverbrannten Männer empfanden vielleicht nicht einmal etwas von dem so eindringlich sprechenden Naturschauspiel; ihr Trachten ging nur immer höher und höher, und dabei achteten sie nicht des unheimlichen Brausens in der Tiefe, nicht des Krachens, das die unter ihren Füßen sich loslösenden Steine und Felsstücke in den Barrankas verursachten. Endlich wurde wieder Halt gemacht, und zwar auf ein Zeichen Don Valentins, welcher, die Windungen der Querados zur Rechten genau verfolgend, plötzlich stehen blieb.

„Amigos,“ redete er die Gefährten an, „wir befinden uns jetzt wohl zehntausend Fuß über der Ebene, das heißt, wir haben die Höhe erreicht, von welcher aus der indianische Krieger nach seinem Tode zum erstenmal das Land der Seligen, die Jagdreviere der Abgeschiedenen erblicken soll. Weiter zu steigen, überlassen wir dem Adler und den Geschöpfen der Lüfte. Die Wahrheit zu gestehen, sind wir übel genug daran. Seit wir uns in diese verteufelten

Berge eingelassen haben, leiden wir empfindsam Mangel an Lebensmitteln, der Gefahren gar nicht zu gedenken, die wir für unser Leben laufen. Aber wenigstens ist unser Zweck erreicht."

„Wie, unser Zweck ist erreicht?" wiederholte Don Pablo erstaunt, und auch auf den Gesichtern Miguels und des Generals gab sich die gleiche Verwunderung kund. „Wie meint Ihr das, Sennor Don Valentin?"

„So schaut doch nur um euch, Freunde! Ist der Ausblick nicht prächtig? — Curumilla, wenn Ihr noch den alten Falkenblick habt, woran ich nicht zweifle, so sagt unsern Compadres, was Ihr da unten Auffallendes bemerkt!"

Der Araukaner besann sich nur einen kurzen Augenblick und wies dann mit dem Finger rechtshin in die Tiefe, seine Handbewegung mit folgenden Worten begleitend: „Meine Pennis (Brüder) sehen dort, wo der Fels so steil abfällt, knapp an der Wand einen Pfad sich abwärts winden. Er führt nicht in die Jablot Mada (Tiefe ohne Grund), sondern setzt sich rechts nach dem ‚Sturmpaß' fort. Wenn meine Brüder dieser Richtung folgen, so werden sie in weiter Ferne, Punkten gleich, eine große Anzahl menschlicher Gestalten erblicken. Das sind unsre Freunde!"

„Ja, Ihr habt recht . . . ja, ich sehe sie!" rief Don Miguel Zarate. „Die Burschen sind erstaunlich rasch gewesen! — Aber ich weiß nicht, was wir damit eigentlich erreicht haben sollen? Sind wir denn so hoch gestiegen, um unsre Kameraden, die wir nahe genug hatten, aus der Ferne zu sehen?"

„Gemach, gemach!" versetzte der Fährtensucher. „Wenn ihr Curumilla weiter hören wolltet, würdet ihr befriedigt sein. Bemerkt Ihr nicht auch Leute da vorn, in der Einsenkung des Plateaus?"

„Wetter ja! Und Ihr meint . . .?"

„Ich wette, der Squatter ist unter ihnen! Wo er nur die andern Spitzbuben gelassen hat? Ich kann nicht mehr als deren vier zählen. Strengt Eure Augen an, Häuptling, und sagt mir, ob Ihr sie irgendwo entdecken könnt!"

Curumilla folgte dem Geheiß seines langjährigen Freundes, worauf er zweifelnd den Kopf schüttelte.

Hm, sonderbar!“ brummte Koutonepi. „Wie soll ich mir das zusammenreimen? Hat der Schurke es vielleicht für gut befunden, seine Gefährten im Stich zu lassen? Fast scheint es mir so. Möglich aber auch, daß wir sie später noch zu Gesichte bekommen.“

„Werden wir diesen gefährlichen Weg noch weiter fortsetzen?“ fragte General Ibanez.

„Höher steigen werden wir für keinen Fall. Die Richtung, welche der Rote Wolf eingeschlagen hat, haben wir ausgekundschaftet, und es hängt nun der Erfolg unsres Unternehmens davon ab, so schnell wie möglich wieder zu unsrer Truppe zu gelangen. Täusche ich mich nicht, so will unser Feind gegen Santa Zuni hin das Gebirge verlassen. Da heißt es ihm noch rechtzeitig die Falle legen! Wie die Sachen stehen, muß er den Kriegern Haboutzelkes, die in dem Paß so rasch vorwärts gekommen sind, in die Arme laufen; doch könnte seine Schlauheit gleichwohl einen Ausweg ausfindig machen. Laßt uns eilen. Wir müssen die Komanchen verständigen.“

Die Männer setzten sich auf diese Weisung ihres Führers wieder schnell in Bewegung, um die unermeßliche Höhe, die sie mit Gefahr ihres Lebens erklommen hatten, nach einer andern Richtung hinabzusteigen. Es war ein schweres Stück Arbeit, wohl schwieriger wie vorher, denn es konnte nicht behutsam genug zu Werke gegangen werden. Der Weg, den sie betraten, führte um den Gebirgsstock herum und in jäher Senkung abwärts. Häufig mußten Riffe, die wie ein Geäder den felsigen Boden durchzogen, übersprungen und mancherlei Hindernisse überwunden werden, die wohl geeignet waren, Schauder einzuflößen. Um die Lage unsrer Wanderer noch unleidlicher zu gestalten, machte sich der Hunger, der sie bisher schon gequält hatte, immer fühlbarer. Mit Jubel wurde es daher begrüßt, als Curumilla, welcher seit einiger Zeit spurlos verschwunden war, mit Nahrungsmitteln — einem Hasen, einem jungen Pekari und mehreren Vögeln — erschien. Auf die erstaunte Frage Valentins, woher er die köstliche Beute genommen, deutete er auf einen Adler, der eben in geringer Entfernung von ihnen aufstieg und sagte nur: „Wir haben geteilt.“ Ge-

hobenen Mutes wanderten hierauf die fünf Genossen auf den gefährlichen Felssteigen weiter, indem sie die mondhelle Nacht nur zu einer mehrstündigen Rast benutzten. Demzufolge kam man auch rasch vorwärts.

„Wären wir nur schon am Ziele!“ seufzte der General, auf dessen Stirn, infolge einer üblen Vorahnung, eine düstere Wolke lagerte.

„Nur Geduld!“ ermunterte ihn der französische Jäger. „Sind wir glücklich bis hierher gekommen, so werden wir auch die weiteren Hindernisse überwinden. Aber Vorsicht, rate ich! Jeder zu rasche Schritt kann den Hals kosten!“

Weiter ging's in dem finsteren Felsenlabyrinth, in dem sie sich, wenn auch der Mond leuchtend am Firmamente stand und zahllose Sterne am blauen Himmelsdome blitzten, doch nur schwer zurechtfinden konnten. Zackige Spitzen erhoben sich hinwieder über Abgründe, aus deren Tiefe man dumpfes Getöse, jedenfalls durch das Rauschen von Gewässern verursacht, vernahm. Wie Valentin Guillois gesagt hatte, mußte ein Fehltritt den Tod bringen. Zaghaft bewegten sich deshalb General Ibanez und die beiden Akamaritzin weiter, während der Fährtensucher und der Aukashäuptling, als hätten sie Nerven von Stahl, ohne das geringste Zeichen von Schwachheit zu verraten, Felsen erkletterten oder die fast senkrechten Abhänge hinunterstiegen. Nach einer Wanderung, die seit der letzten Rast wenigstens drei Stunden gedauert hatte, befanden sich alle auf einer Plattform von etwa fünfzehn Metern im Geviert. Vor ihnen gähnte ein schwarzer Schlund, der wohl zehn Meter breit war und dessen Tiefe unergründlich schien.

„So, hier wären wir bei dem ‚Malpaso'!*)“ bemerkte Don Valentin. „Zehn Minuten geb' ich euch Zeit zum Verschnaufen, Sennores, dann heißt es hinüber!“

„Was, da hinüber?“ erwiderte General Ibanez entsetzt. „Das ist ja Wahnsinn! Wie sollen wir dies anfangen?“

„Das werdet Ihr gleich sehen. Wenn wir uns ent-

---

*) Malpaso, soviel wie der böse Uebergang, ein Ort, der sowohl bei den Rothäuten wie bei den Weißen eine unheimliche Berühmtheit erlangt hat.

schließen, diesen Abgrund zu übersetzen, so wollen wir damit nicht etwa Gott versuchen, sondern es muß eben sein! Wir haben es uns mit einem heiligen Eide gelobt, den elenden Squatter den Händen der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern. Entweder wir wagen den Uebergang und entdecken unsren Freunden, wo unser Gegner zu finden ist, oder wir kehren um und geben unsern Plan auf!"

„Nichts weiter! Wir sind bereit!" fiel ihm der Haziendero schnell in die Rede, während eine finstere Glut in seinen Augen brannte. „Befehlt, und wir werden gehorchen!"

Der Franzose trat, ohne ein Wort weiter zu sprechen, an den äußersten Rand des Plateaus und beugte sich über die Tiefe, während er den Blick beharrlich vor sich hingerichtet hatte. Die drei Weißen folgten seinen Bewegungen, neugierig, was er beginnen würde. Nach kurzer Zeit erhob sich Valentin wieder, nickte befriedigt und fing an, seinen Lasso vom Gürtel loszubinden und ihn um die rechte Hand zu wickeln. Curumilla lächelte, denn er durchschaute die Absicht seines Freundes. Dem Beispiele desselben folgend, machte auch er seinen Lederriemen frei und schlang ihn um die Hand. Beide Männer streckten das rechte Bein vor, lehnten den Körper zurück, um im Gleichgewicht zu bleiben, und schleuderten die Lassos. Wie sich zeigte, saßen die zwei Riemen drüben über dem Abgrund an einem Felsstück fest, nach welchem sie gezielt gewesen, und schlangen sich noch fester um dasselbe, als die Schlingen angezogen wurden. Schnell vereinigte Don Valentin nun durch geschicktes drehendes Herumschwingen die Lassos zu einem einzigen, vielleicht zwei Finger dicken Seile, worauf er auch dessen diesseitiges Ende so gut wie möglich befestigte.

„Die Brücke ist fertig!" lächelte er, auf die luftige Straße weisend, welche die beiden Seiten des Abgrundes verband. „Ehe ihr sie betretet, will ich euch nur noch schnell beweisen, daß sie verläßlich ist."

Mit seiner gewohnten Ruhe trat der unerschrockene Mann bis an den Rand des Abgrundes, erfaßte das Seil mit beiden Händen und ließ seine Füße abwärts gleiten. Wie ein Akrobat, der ein Kunststück ausführt, kehrte er sich

von Zeit zu Zeit gegen die Zuschauer, damit sie ja deutlich sehen könnten, wie sie es anzufangen hatten, setzte langsam und bedächtig Hand vor Hand und näherte sich so der andern Seite des Abgrundes. Als er sie erreicht hatte, ließ er seine Büchse dort und kehrte gelassen zu seinen Freunden zurück. „Jetzt, Sennores, werdet ihr wohl überzeugt sein, daß die Lassos festhalten," sagte er, „Curumilla, es ist an Euch!"

Curumilla glitt, ohne zu antworten, über den Abgrund. Atemlos und unwillkürlich schaudernd vor der Größe der Gefahr, in der er schwebte, folgten ihm die andern mit den Blicken.

„Nummer Eins!" begleitete Koutonepi das Bravourstück. „Ihr seht, es ist bald geschehen. Wer folgt?"

„Ich," antwortete Don Pablo entschlossen und ahmte sofort dem gegebenen Beispiele nach.

Auch er gelangte glücklich hinüber und ebenso sein Vater, welcher mit dem Aufgebot seines ganzen, nicht gewöhnlichen Mutes den Uebergang unternahm. Jetzt waren nur noch Valentin und der General übrig. Aber als ersterer Don Ibanez aufforderte, den Vorausgegangenen nachzufolgen, schüttelte er mutlos den Kopf. „Ich werde es nicht können — das sehe ich voraus!" sprach er dumpf.

Der Fährtensucher sah Don Ibanez erstaunt an — er glaubte, falsch gehört zu haben. Hatte doch dieser wackere Mann oft genug der Gefahr ins Auge geschaut und die zahlreichsten Beweise von Mut und Tapferkeit gegeben! Wie sollte er dieses Zagen damit in Einklang bringen? „Versucht es nur, es muß gehen!" drängte er in ihn.

„Nein, Don Valentin," versetzte jener dumpf. „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich fürchte mich, über diese schauderhafte Tiefe zu setzen. Der bloße Gedanke, mich einzig dem Schutz dieses Riemens und dem meiner Hände anzuvertrauen, flößt mir einen unüberwindlichen Schrecken ein."

„Pah, pah!" sagte Valentin mit erzwungenem Lachen. „Es ist im Grunde nichts, als ein Schwindel, den Ihr aber besiegen werdet. Es kommt nur auf ein wenig Willenskraft an. Macht aus der Not eine Tugend!"

Während er so sprach, sah er wohl, wie das Gesicht

des Soldaten blaß und mit kaltem Schweiße bedeckt war und wie ein eigentümliches Zucken durch seine Glieder ging.

„Ich komme da nicht lebend hinüber, sage ich Euch! Ich habe mir bereits alle Mühe gegeben, um das Angstgefühl in mir zu unterdrücken, aber es ist vergebens! Laßt mich hier zurück, mein Freund, und begebt Euch zu den Unsrigen hinüber!"

„Es wäre schändlich von mir, Euch in dieser Lage zu verlassen," entgegnete der Jäger. „Ihr habt seit den zwei oder drei Monaten, die wir einander kennen, alles Ungemach gemeinschaftlich mit uns getragen, und . . . per Dios, wenn Ihr schon einmal nicht könnt, so will ich bei Euch bleiben und . . ."

Der General drückte Don Valentin warm die Hand. „Dank Euch, mein Freund!" sprach er mit Herzlichkeit. „Aber daraus wird nichts. Es wäre unrecht von mir, Euch und somit auch unsre Gefährten auf ihrem ohnedies an Hindernissen überreichen Wege aufzuhalten. Ich will es dennoch versuchen — ja, ich will's versuchen! Stößt mir etwas zu, so habe ich doch uneigennützig gehandelt und meine Pflicht erfüllt."

„Wackeres Herz!" murmelte der Fährtensucher.

Don Ibanez hatte das Seil bereits erfaßt, und seine Füße verließen den festen Halt. Rasch rückte er vorwärts. Man konnte bemerken, wie er seine ganze Standhaftigkeit aufbot, um der zaghaften Regung Herr zu werden, die ihn bewältigt hatte. Das Bewußtsein, seinen Gefährten einen unschätzbaren Gefallen zu erweisen, stählte auch anfangs seine Nerven, und er überwand die prickelnde Empfindung in den Gliedern. Aber als er in der Mitte des Abgrundes angelangt war, überkam ihn das frühere Angstgefühl — wie Frost und Feuer zugleich schoß es durch seine Adern, seine Finger tasteten steif, unsicher weiter. Man sah seine Hände ungewiß in die Luft greifen.

„Ums Himmels willen, haltet fest, haltet fest!" schrie Koutonepi, während auch jenseits des Abgrundes laute Schreckensrufe erschollen.

Der General hörte die Mahnung der Freunde und hielt inne, um seine Fassung wiederzugewinnen. Aber mit

jedem Augenblicke bekam die Bangigkeit in ihm mehr die Oberhand. Vor seinen Augen flirrte und flimmerte es — es wurde ihm heiß und kalt. Endlich suchte er, um dem grausenvollen Schicksale, das ihm drohte, zu entgehen, rasch weiter zu kommen. Seine Hände griffen aus, doch versagte ihnen die Kraft, und der Halt entglitt ihnen. Mit einem Aufschrei stürzte Don Ibanez in die Tiefe!

„Lebt wohl!“ hallte noch sein kreischender Ruf zurück — dann trat eine tiefe, tiefe Stille ein.

Don Miguel und Don Pablo standen drüben wie erstarrt, denn einen solchen unglückseligen Ausgang hatte keiner von ihnen erwartet. Selbst Valentin und Curumilla, die gewohnt waren, jeden äußeren Ausdruck der Freude und des Schmerzes zu unterdrücken, konnten das Entsetzen nicht verhehlen, das sie erfüllte. Das Drama war eben zu schauderhaft schnell auf jenes andre gefolgt, das den Haziendero um ein Haar des Verstandes beraubt hätte.

Das erste, was Don Valentin that, als er seine Fassung wieder zurückerhalten hatte, war, daß er sich über den Malpaso hinüber zu seinen Freunden begab. So groß war der Mut und die Willenskraft dieses Mannes, daß er, trotz des erschütternden Unglücksfalles, der sich soeben zugetragen hatte, auch nicht mit einer Wimper zuckte, als er über die furchtbare Tiefe glitt, die den armen General verschlungen hatte.

„Wir haben Unglück, Freunde,“ sagte er, drüben angelangt. „Aber klagen wir nicht . . . das Geschehene ist einmal nicht zu ändern! Gott segne den braven Mann! Er hatte ein edles Herz, und auch sein Blut komme auf das Haupt dieses heillosen Bösewichtes!“

„Ja, Gott segne dich, Ibanez, du teurer Freund!“ wiederholte Don Miguel mit Thränen in den Augen, indem er in den dunklen Kessel des Malpaso hinabstarrte. „Wir lassen dich hier zurück, fern von allen Stätten der Civilisation, um dem Ruf nach Rache zu folgen, aber vergessen werden wir dich nicht — nein, ebensowenig wie Klara, mein armes Kind!“ . . .

Es wurde weiter nichts gesprochen. Die gepreßten Gemüter der Männer waren zu sehr von Trauer und Schmerz



Mit einem Aufschrei stürzte Don Ibanez in die Tiefe. (S. 148.)

ergriffen, als daß Worte hier Erleichterung gewährt hätten. Schweigend setzten sie den Weg fort, den verhängnisvollen Ort hinter sich lassend.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Lager in der Sierra de los Komanches.

Es war für Kitasta-Jouté ein unvermuteter harter Schlag, sich Ellen, der er die ganze Liebe eines Vaters zugewendet hatte, entführt zu sehen. Einen Augenblick gedachte er Donna Klaras, und die Ueberzeugung wollte sich ihm aufdrängen, ob dies nicht eine gerechte Wiedervergeltung des Schicksals sei — aber Gewissensbisse konnten bei einer Natur wie die seinige nicht lange vorhalten. Bald war er nur noch ausschließlich mit seinen Plänen beschäftigt. An eine Verfolgung La Venganzas durfte er bei seiner bedrängten Lage nicht denken — er mußte trachten, vorwärts zu kommen, um die Sierra de los Komanches zu gewinnen. Ehe er aber das Ziel, das er sich gesteckt hatte, erreichte, führte er einen neuen Spitzbubenstreich aus, der ihm auch vollständig glückte. Seine Begleitung war ihm plötzlich unbequem geworden. Als er sich vor etwa einem Monate nach dem Dorf der Bisam-Apachen begeben wollte und in höchste Bedrängnis geraten war, hätte es ihm die größte Freude bereitet, eine Schar wohlausgerüsteter Leute um sich zu sehen. Jetzt lag der Fall umgekehrt. Bei der großen Zahl seiner Feinde war, wenn es zum Kampfe kam, eine Niederlage für ihn unvermeidlich, und er durfte nicht hoffen, aus seinem Gefolge irgendwelchen Nutzen zu ziehen. Außerdem war es selbstverständlich, daß eine Fährte von so vielen Leuten auf die Dauer nicht verheimlicht werden konnte. Sollte die Flucht gelingen, so war eine Trennung von dem Kern der Truppe unbedingt notwendig. Schnell war daher sein Entschluß gefaßt. In einer dunklen Nacht, als gerade einer seiner Söhne die Wache hatte, verschwand er aus dem Lager seiner Gefährten, und ihm folgten nur Sutter, Ambros und Andreas Garotte. Das Schicksal der andern ließ er sich weiter nicht bekümmern.

Im Gebirge stießen jedoch die Ausreißer auf verschiedene Schwierigkeiten. Ueberdies machte der Squatter, welcher sich ganz desselben Hilfsmittels bediente, wie Valentin, nämlich eine ansehnliche Höhe erstieg, die unangenehme Wahrnehmung, daß die Feinde rasch und zwar auf mehreren Seiten näher gekommen waren. Wenn er nicht rechtzeitig einen Ausweg ersann, mußten ihn die Komanchen im Paß, der besseren Bodenbeschaffenheit wegen, unbedingt überholen.

Es war ungefähr acht Uhr des Abends, als die vier Männer bei einem dürftigen Feuer von Bisonfiente in einer jener düsteren Schluchten beisammen saßen, deren es so viele in der Sierra de los Komanches gibt. Zu den Seiten des Thalkessels wucherte dichtes Gestrüpp und Buschwerk, und vor den Blicken öffnete sich der Eingang zu einem Urwalde, der gegen den „Sturmpaß" hinlief. Ein trostloses Bild! Die Flüchtlinge befanden sich in einer bedenklichen Lage. Seit geraumer Zeit von öden Bergen eingeschlossen, ertrugen sie alle furchtbaren Plagen, wie sie den Reisenden an einem solchen Orte eben nur beschert sein können. Das wenige Wild, das sich zeigte, wagten sie nicht einmal zu jagen, denn ein Flintenschuß konnte leicht ihre Entdeckung herbeiführen. Mehr aber noch als vom Hunger litten sie vom Durst. Ihr Gaumen war ausgetrocknet, die Kehle brannte ihnen wie Feuer, und doch deutete noch immer nichts auf die Nähe von Wasser hin. Eben war der Squatter damit beschäftigt, dem letzterlegten Rehbock das Blut auszusaugen, und das thaten auch die übrigen, mit einer Gier, die wenig Menschliches an sich hatte. Düster heulte der Wind in den Schluchten. Hinter einem Meere von Dünsten hervorlugend, erhellte der Mond zuweilen die trostlose Lagerscene. Manchmal hörte man Seufzer oder halberstickte Flüche.

„Habt Ihr die verdächtigen Spuren gesehen, Vater?" wendete sich Ambros nach dem kärglichen Mahle an den Alten.

„Ob ich sie gesehen! Ich müßte ja sonst blind sein!" brummte dieser. „Die Rothäute da unten haben einige Kundschafter in unsrer Richtung hergeschickt, und es wird gut sein, wenn wir unsern Aufenthalt hier nicht in die Länge ziehen. Ich habe übrigens noch mehr bemerkt und kann euch versichern, daß man uns von drei Seiten nachspürt."

„Die Pest über unsre Verfolger!“ fluchte Garotte. „In was für eine Lage habt Ihr uns gebracht, Roter Wolf! Wäre ich auf Euer Geheiß nicht von der Hazienda de la Noria und dem gut befestigten El Paso durchgebrannt, ich könnte in Ruhe meine Tage beschließen, anstatt hier in diesen verdammten Distrikten auf mich Jagd machen zu lassen! Ihr seid von jeher mein böser Geist gewesen!“

„Narr, was soll Euer Winseln und Klagen?“ knurrte der Squatter. „Die Felsen um uns sind taub. Kann ich etwa dafür, daß es so gekommen ist? Und wenn Ihr El Paso verlassen habt, so werdet Ihr auch wissen, warum! Ich halte es für viel vernünftiger, über unsre Lage zu beraten und nach einem Ausweg zu suchen, wenn es überhaupt noch einen gibt.“

„Hättet Ihr etwas vorzuschlagen?“ fragte Sutter gespannt.

„Vielleicht!“ erwiderte der Rote Wolf nach einigem Zögern. „Zum voraus wiederhole ich aber, daß unsre Aussicht auf Rettung nie geringer war, als jetzt. Meine heutige lange Abwesenheit hatte einen doppelten Zweck, erstlich den, uns Lebensmittel zu verschaffen, und zweitens, um auszukundschaften, von welchen Seiten unsre Feinde nahen. Ich habe gefunden, daß die Komanchen im ‚Sturmpaß‘, sowie eine Schar von Weißen, vielleicht die Leute La Venganzas, in der Jablot Mada anrücken und daß — dafür habe ich meine untrüglichen Zeichen — auch im Rücken Gefahr auf uns lauert. Halten wir uns weiter durch diesen Wald, so laufen wir den heißhungrigen Indianern in die Hände, und ich möchte das nicht, dieweilen ich so eitel bin, auf meinen Skalp einigen Wert zu legen. Der Plan, von dem ich mir noch das meiste verspreche, ist, wir verfertigen eine doppelte Fährte.“

„Alle Achtung vor Eurer Geriebenheit,“ erlaubte sich Garotte hier einzuwenden, „Ihr meint wohl eine falsche und eine richtige Fährte? Aber ich denke, irgendwo müssen sich beide Spuren doch vereinigen, und . . .“

Ihr irrt, Compadre!“ fiel ihm jener ins Wort. „Beide Fährten müssen richtige sein!“

„Dann verstehe ich Euch nicht. Erklärt Euch deutlicher!“

„Die Sache ist einfach die: Einer von uns muß sich für die andern opfern! Wenn wir alle nach derselben Richtung flüchten, sind wir unrettbar verloren, denn unsre Verfolger haben dann leichtes Spiel. Dagegen bietet meine Idee einige Aussicht auf Erfolg. Während wir nach der einen Seite flüchten und unsre Spuren sorgfältig verbergen, wendet Ihr Euch zum Beispiel nach der andern und sucht den Feind an Euch zu locken."

„Ich? He, meint Ihr das im Ernste? Der Plan ist köstlich, das will ich zugeben — aber ausführen soll ihn ein andrer! Ich bin nicht ehrgeizig und habe keine Lust, mich für andre aufzuopfern."

„Es muß aber schnell gehandelt werden, denn jede Minute Verzug kann uns verhängnisvoll werden! Wer ist bereit, in den Tod zu gehen?"

Niemand antwortete. Alle sahen einander an, ohne sich freiwillig entschließen zu können, die Märtyrerrolle zu spielen.

„Hm, ich dachte mir's so!" nickte der Squatter. „Hier würde auch kein Zureden helfen. Wir alle sind wohl mutig, wie ich denke, aber keine Menschen, deren Großmut man kitzeln kann. So soll denn das Los zwischen uns entscheiden! Derjenige, den es trifft, muß sich ohne Widerrede der Aufgabe unterziehen. Seid ihr's zufrieden?"

Das Einverständnis der übrigen gab sich durch ein stummes Nicken kund. Kitasta-Jouté zog nun ein schmieriges Spiel Karten hervor, mischte sie, ließ abheben und fing an, auszuteilen. Das dos de espadas, wie das Spiel bei den Mexikanern hieß, sollte den Ausschlag geben. Eine Karte um die andre fiel nun nieder, ohne daß die gefürchtete bis jetzt erschienen wäre.

„So macht doch schneller, Mann!" drängte Garotte, dem der Schweiß auf der Stirne stand. „Dieser Zweifel dauert zu lange!"

„Nur Geduld — sogleich werden wir wissen, wie wir daran sind! So — hier!"

„Ich bin's!" kam es erstickt von Ambros' Lippen.

In der That hatte die Unglückskarte ihn bezeichnet. Die andern atmeten auf.

„Ich gratuliere Euch zu der Bescherung!“ bemerkte der frühere Arriero fast mit einer Regung von Mitleid. „Ich beneide Euch nicht um Eure Aufgabe.“

„Ich werde sie lösen,“ antwortete der Erstgeborene des Squatters kurz und erhob sich. „Gebt mir nur noch Eure näheren Weisungen, Vater! Wohin soll ich mich wenden, wenn ich, was nicht gerade wahrscheinlich ist, das Glück haben sollte, lebend davonzukommen?“

„Du hältst dich dann nordwestlich — das ist der kürzeste Weg, um aus den Bergen hinauszukommen. Kannst du auf die Straße von Santa Zuni gelangen, so bist du gerettet, denn von dort aus erreichst du leicht das Teocalli (Dorf), das wir vor Jahren einmal benutzt haben und in dem dich kein Fährtensucher der irdischen Welt auffinden wird. Ich verlasse mich in allen übrigen Dingen auf dich! Du bist mit dem Leben in der Wildnis zu vertraut, um dich anführen zu lassen — mit Büchse, Kugeln und Pulver magst du dein Heil versuchen! Aber das eine vergiß mir nicht, Junge, daß du unsre Feinde an dich locken mußt, koste es auch zehnmal dein Leben!“

Keine Thräne floß, kein rührendes Wort wurde gesprochen. Wie es den ehernen Herzen dieser Männer entsprach, war der Abschied von Ambros ein kurzer und bündiger und bestand nur in einem Händedruck, den er mit den Zurückbleibenden austauschte. Ohne Zögern entfernte er sich hierauf und verschwand im Walde, während auch die übrigen nach einer Weile den zerklüfteten Ort verließen, welcher ihnen ein paar Stunden lang zum Aufenthalt gedient hatte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ambros als Zauberer.

Ambros war, wie schon früher erwähnt, ein herkulisch gebauter junger Mann und noch dazu mit großer Energie und Wildheit begabt. Von Kindheit auf an die blutigen Dramen der Prärie gewöhnt, ließ er sich nicht so leicht entmutigen und fügte sich willig in die üblen Folgen der von

ihm erwählten Lebensweise. Dennoch war er im gegenwärtigen Augenblicke weder so sorglos noch so ruhig, als er scheinen wollte. Unverblümt gestand er es sich ein, daß den gefährlichen Waldpfad betreten soviel wie dem Tode entgegengehen hieß und daß hier die Hoffnung, sich aus der fatalen Schlinge zu ziehen, eine verschwindend kleine war. Das erste, was er that, war, daß er den Lauf und das Schloß seines Gewehres untersuchte und sich so gut wie möglich für eine feindliche Begegnung in Bereitschaft setzte. Mit wachsamen Augen schritt er dann vorwärts und ließ sich kein Säuseln des Windes im Geäste, kein Zittern der Blätter oder Sträucher entgehen. Bei der Ueberanspannung seiner Sinne glaubte er öfter als einmal einen herumstreichenden Spion zu entdecken, wenn ein Kiesel einen Abhang hinunterrollte oder eine auffällige Bewegung im Grase entstand. Seiner Sendung entsprechend, dachte er nicht daran, seine Spuren zu verbergen — die Verfolger sollten sie entdecken, auf die Gefahr seines Lebens hin!

Näher und näher war so der sich selbst Ueberlassene seinem Verderben gerückt. „Es wird bald genug losgehen!" sagte er sich. „Der Teufel hole diese Rothäute, die einen nie wissen lassen, wie man daran ist! Da marschiere ich eifrig drauf los und weiß nicht, ob ich noch die nächste Minute erlebe!"

Nach einer Wanderung von fünf Stunden beschloß der Yankee, eine Weile zu ruhen und etwas von den spärlichen Eßvorräten zu genießen, die er vom Lager seiner Gefährten mitgenommen hatte. Als er sich nach einem bequemen Platze umsah, wo er Rast halten könne, schreckte er plötzlich zusammen und drückte sich schnell hinter den Stamm einer Eiche. Keine fünfzig Schritt von sich entfernt hatte er einen seltsam aufgeputzten Indianer bemerkt, welcher am Boden kauerte und ein wenig Pemmikan aß. Der nähere Augenschein ließ ihn einen Mann von mittleren Jahren erkennen, der sicherlich nicht dem Stamm der Komanchen angehörte. Nach seinem Kostüme war es ein Balam (Zauberer, eigentlich Geisterseher) der Moquisindianer, denn er trug einen grellfarbigen, mit Federn und Glöckchen verzierten Mubaltche oder Gürtel. Vielleicht war es seine Absicht, die

in der Nähe weilenden Komanchen aufzusuchen — anders konnte Ambros seine Anwesenheit in den Bergen sich nicht erklären. Den Kopf des Abenteurers hatte augenblicklich ein Gedanke durchzuckt. Der Moqui mußte sterben — dadurch allein wurde es ihm vielleicht möglich, durch das Lager der Feinde hindurchzugelangen. Ohne sich lange zu besinnen, schlich er zu dem Indianer hin, so geräuschlos, daß das feine Gehör desselben auch nicht den leisesten Ton auffangen konnte, zog mit einer blitzschnellen Bewegung sein Messer und stach es dem Arglosen bis ans Heft in den Nacken. Der Unglückliche stieß einen erstickten Schrei aus und stürzte, die Arme ausstreckend, tot zu Boden.

„Der arme Teufel hat sich als Zauberer schlecht bewährt!“ murmelte der junge Verbrecher spöttisch. „Will sehen, ob ich geschickter bin, wie er!“

Das Messer bedächtig im Grase abwischend, steckte er es wieder zu sich und eignete sich, als er sah, daß sein Opfer kein Lebenszeichen mehr gab, dessen bunten Gürtel und Anzug an. Ambros war vertraut genug mit den Sitten und Gebräuchen der Indianer, um sich die Durchführung einer so schwierigen Rolle, wie er sie vorhatte, zuzutrauen. Nachdem er mit der Verkleidung fertig war, untersuchte er das Päckchen des Zauberers und zog mehrere mit roter und schwärzlicher Farbe gefüllte Blasen daraus hervor. Im Nu hatte er Gesicht, Hände und den nackten Teil des Körpers so gefärbt, daß er dadurch das Aussehen eines Indianers bekam, und nun zeichnete er sich durch Hilfe eines Holzstäbchens allerlei sonderbare Figuren auf die Haut, wodurch er den Eindruck, den er hervorbringen wollte, vervollständigte. Zuletzt band er sein Haar zusammen und pflanzte zwei Eulenfedern hinein. Wenn er etwas von dem getöteten Moqui unbenutzt ließ, so waren es die Mokassins, die er übrigens aus besonderer Absicht mit sich nahm. Die Feinde mußten, gemäß seinem Versprechen, durch seine gewöhnlichen Fußspuren solange angelockt werden, bis es ihm gefiel, seine Taktik zu ändern, und dann war hoffentlich das, was seine Freunde so sehnlich wünschten, bereits erreicht.

Mit kurzen Unterbrechungen wanderte Ambros, nachdem er den Körper des Zauberers in die Tiefe eines un-

zugänglichen Abgrundes gestürzt hatte, die ganze Nacht und einen Teil des darauffolgenden Tages fort. In die unmittelbare Nähe des Komanchenlagers gelangt, ging er daran, seinen Plan, den er seit Stunden reiflich überlegt hatte, auszuführen. Gewiß verfolgten jetzt eben einige indianische Kundschafter seine Fährte — da hieß es sehr vorsichtig zu Werke gehen, wenn er sich nützen wollte, ohne den andern zu schaden. Eben befand er sich an einer ziemlich sumpfigen Stelle des Bodens, und er suchte nun demselben den Anschein zu geben, als ob hier ein Kampf auf Leben und Tod stattgefunden hätte und als ob derjenige, dessen Spuren hierherführten, unterlegen wäre. Es mußte daher nur natürlich erscheinen, wenn die Fußeindrücke des Weißen hier endeten und die einer unverkennbaren Rothaut, deutlich von der östlichen Sumpfseite zugeleitet, sich in der Richtung nach dem Lager fortsetzten.

Der erste, welcher des verkappten Nordamerikaners ansichtig wurde, war der Häuptling Pethonista, der sich zur Rekognoszierung der Umgegend von der Lagerstätte seiner Stammesbrüder entfernt hatte. Mißtrauen ist stets die erste Regung, wo sich zwei Männer in der Prärie begegnen, und so betrachteten sich auch die beiden Söhne der Wildnis mit Blicken, die Unbehagen und Spannung zugleich verrieten.

„Mein Bruder ist ein Balam — er hat sich weit von den Kriegern seines Stammes weg verirrt,“ bemerkte die Spinne nach längerem Zögern. „Gewiß kommt er nicht ohne Grund?“

„Klapperschlange ist ein Balam meone (meone = wandernd, herumziehend) und will nach den nächsten Niederlassungen seiner Brüder,“ antwortete Ambros gefaßt. „Wenn die jungen Leute der Komanches der Dienste eines Zauberers bedürfen, so ist Klapperschlange bereit.“

„Mein Bruder spricht gut, und wir glauben ihm. Möge er am Feuer seiner roten Freunde Platz nehmen und dort seine Künste zeigen!“

Der verkleidete Nordamerikaner konnte natürlich an Widerspruch nicht denken, und hinter dem Tamarindenbaum, unter welchem er zuletzt gestanden, hervortretend,

folgte er dem Voranschreitenden nach. Sein Auftreten war ein so sicheres und selbstbewußtes, daß wohl in keinem der Komanchenindianer ein Zweifel über die Echtheit des Zauberers aufstieg. Auch Haboutzelke hegte keinen Argwohn, und nachdem er längere Zeit mit ihm gesprochen, lud er ihn ein, an dem Kriegszug gegen die „Wölfe der Prärie“ teilzunehmen. Dies kam Ambros nicht sehr gelegen, denn es war ihm darum zu thun, sobald wie möglich das Lager seiner Feinde zu verlassen; er lehnte daher unter dem Vorwande ab, daß er von den Seinen erwartet würde, um Beschwörungen vorzunehmen. Uebrigens mußte er, um keinen Verdacht zu erregen, notgedrungen ein paar Stunden die Gastfreundschaft der Komanchen in Anspruch nehmen. Und dies war sein Unglück. Während er am Lagerfeuer der Komanchenkrieger in ein Gespräch verwickelt worden war, langte nämlich der Trupp der miteinander verbündeten Koras und Vengaderos (d. h. der Rächenden) aus der Jablot Mada an. Als einer der ersten trat Mookapek dem verkappten Yankee entgegen, und dieser fühlte sein Blut erstarren, als er den Blick des Kaziken mit durchdringendem Ausdruck auf sich gerichtet sah.

In der That ließ Mookapek den Sohn des Squatters nicht aus den Augen und schien seine geheimsten Gedanken ergründen zu wollen. Je länger er ihn betrachtete, desto mißtrauischer wurde seine Miene, und endlich verbreitete sich ein höhnisches Lächeln über sein Gesicht.

„Mein Bruder ist schlau und liebt es, sich in die Haut des roten Mannes zu kleiden!“ sagte er langsam. „Aber Mookapek ist noch schlauer. Sein Auge durchschaut den Betrug. Woher kommst du, Sohn eines Hundes?“

„Falkenfeder ist blind, oder sein Blick schläft!“ gab Ambros ruhig zurück. „Ich bin ein Balam der Moquis . . .“

„Mein Bruder hat Unglück gehabt,“ unterbrach ihn der Koras und wies auf des vermeintlichen Zauberers rechtes Auge. „Ihm ist auf dem Kriegspfad übel mitgespielt worden! Erinnert er sich noch der Stunde, wo er räuberisch in die Rancheria armer Indianer einfiel und von der Hand eines Häuptlings gezeichnet wurde? Es war an den Ufern des San Pedro!“

„Mookapek schwatzt wie ein altes Weib!“ höhnte Ambros im echten Gurgelton der Rothäute. „Will er einem Krieger gegenüber prahlen? Was kümmern mich diese fremden Geschichten? Ich weiß nichts von einer Rancheria am San Pedro . . ., ich weiß nichts von einem Ueberfall! Wenn meines Bruders Freunde überfallen wurden und Schaden gelitten haben, warum sind sie so unvorsichtig gewesen?“

Der Indianer sandte einen Blick des grimmigsten Hasses auf den Sprecher, und unwillkürlich fuhr seine Hand nach dem Tomahawk im Gürtel.

„Feiger Hund!“ schrie er wutbebend. „Soll dir Mookapek erst sagen, daß er dich erkannt hat? Du bist der Sohn des verfluchten Gringo, der nur auf Mord ausgeht und überall, wohin er kommt, einen Blutgeruch um sich verbreitet! Ich habe geschworen, dich zu töten, wo immer ich dich treffe, und jetzt ist der Augenblick gekommen!“

Zischend fuhr der Tomahawk des Häuptlings auf das Haupt des Gegners nieder. Aber der Streich traf diesen nicht unvorbereitet. Indem er die blanke Waffe noch rechtzeitig hervorriß, um den Angriff abzuwehren, beantwortete er den Angriff in gleich heftiger Weise. Und nun folgte hageldicht Hieb auf Hieb. Die Umstehenden interessierten sich zu sehr für einen solchen Kampf, bei dem es gleich viel auf Kraft und Geschicklichkeit ankam, als daß es ihnen eingefallen wäre, durch ihre Ueberzahl den Ausschlag zu geben. Beide Streiter waren der Körperkraft nach einander ziemlich ebenbürtig; doch schien der Kazike der Koras der Gewandtere zu sein und daher die größere Wahrscheinlichkeit des Sieges auf seiner Seite. Es sollte indessen anders kommen. Eben als der Indianer durch einen geschickt ausgeführten Hieb den Tomahawkgriff in der Hand des andern zerschmettert hatte, blitzte ein Schuß auf, und Falkenfeder sank mit einem schwachen Schrei auf den Rasen hin. Ambros hatte gut getroffen, das zeigten die verzerrten Züge des Indianers — noch immer aber war sein Blick mit dem Ausdruck desselben unauslöschlichen Hasses auf den Feind gerichtet, der ihn im Leben beseelt hatte.

Der Fall ihres Häuptlings lockte ein Klage- und Wutgeheul auf die Lippen der Koras, und Ambros würde wohl



Zischend fuhr der Tomahawk des Häuptlings auf das Haupt des Gegners nieder. (S. 160.)

auf der Stelle geopfert worden sein, wenn Haboutzelke nicht ihrem Zorn, der sich Luft schaffen wollte, Einhalt geboten hätte.

„Meine Söhne mögen sich in Geduld fassen," sprach er würdevoll. „Was sie wünschen, wird geschehen. Dieser Elende wird seine That teuer bezahlen! Das Aug', das uns verlacht hat, werden wir ausreißen und die Zunge ebenfalls, die uns belogen hat! Wir wollen aber erst die Rückkehr unsres Bruders Koutonepi abwarten, denn auch seine Freunde haben ein Recht auf diesen Hund!" — Hier wendete er sich an den Gefangenen. „Du gestehst also ein, blaßgesichtiger Räuber, daß du uns getäuscht hast, daß du der Balam nicht bist, für den du dich ausgegeben hast?" fragte er.

„Zum Teufel, ja!" knirschte Ambros, der einsah, daß Leugnen hier Thorheit wäre. „Aber lang genug habt ihr euch an der Nase herumführen lassen, rote Sennores! Hätte dieser Bursche da, der gottlob seinen Lohn dahin hat, mich nicht erkannt, so hätte ich euch das gelungenste Schnippchen der Welt geschlagen!"

„Du wirst bald weniger prahlerisch sein, weißer Sklave, wenn die tapferen Komanchen dich mit ihren Zuchtruten tanzen lehren! Dein Mubaltche (Zaubergürtel) wird dir nichts helfen und noch weniger dein Geschrei und Wehklagen!"

Ambros fühlte bei diesen Worten des Sachems einen leichten Schauder über seinen Körper laufen; aber er unterdrückte das bange Gefühl, das ihn zu überwältigen drohte, und antwortete keck: „Ich lache über euch und eure Martern, rothäutige Schufte! Macht mit mir, was ihr wollt — nur verschont mich mit eurem Geschwätz, in das ich weiter nicht eingehen werde, da ich es nicht gewohnt bin, den Weiberrock anzuziehen und unsinniges Zeug zu plappern! Wenn ihr es also wissen wollt: Ich bin Ambros, der älteste Sohn des Roten Wolfes, der euch noch mehr solche Biedermänner, wie ich bin, auf den Hals schicken wird! Es gelüstet mich, wieder das zu sein, was ich gewesen! Da habt ihr euer indianisches Fell, denn es brennt mir auf den Schultern!"

Den Mantel weit von sich werfend, begleitete er diesen

Akt der Verachtung mit einem lauten Hohngelächter. Die Reihen der Komanchen und Koras durchlief ein Murren, in das sich laute Drohungen mischten. Haboutzelke gebot jedoch abermals Ruhe.

„Bindet den Gefangenen," befahl er, „und bereitet alles zur Marter vor! Wir wollen sehen, ob er nicht zahm wird, wenn die tapferen Rothautkrieger ihre grausamsten Einfälle gegen ihn erschöpfen! Diese Nacht soll ihm noch gegönnt sein, um mit dem Leben abzuschließen!"

Der Nordamerikaner, dessen Winkelzug so unglücklich geendet hatte, pfiff sich ein Liedchen, als ihn zwei Krieger fort- und zu dem dicken Stamm eines Ahornbaumes hinführten. Dort wurde er angefesselt, so unbarmherzig fest, daß den Gliedern auch die geringste Bewegung versagt war. Ambros kehrte sich nicht daran — er grollte nur dem Mißgeschick, das ihn in die Hände seiner Feinde geliefert hatte.

„Es war von vornherein ein gefährliches Geschäft!" brummte er für sich. „Habe mir auch durchaus nichts Gutes davon versprochen. Aber Goddam, das eine tröstet mich — meine Schuld ist es nicht, daß sie mich so schändlich lahmgelegt haben! Die Verkleidung war ausgezeichnet, und was meine Rolle betrifft, so habe ich sie musterhaft durchgeführt. Ohne jenen Koras, der auch immer am unrechten Ort erscheinen mußte, wäre ich unerkannt geblieben!"

Mit dieser Genugthuung, die er sich selbst zuteil werden ließ, ergab er sich in sein Schicksal und verfolgte die Dinge nur mehr mit unbekümmerter Gleichgültigkeit. — Dunkler und dunkler wurde es. — —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Eine Fährte in der Luft.

Der alte Squatter hatte gleich nach der Trennung von seinem Sohne mit Sutter und Andreas Garotte seinen Weg fortgesetzt, und zwar in einer Richtung, welche zu der, die Ambros eingeschlagen, in einem rechten Winkel lag. Bald genug sollte er indessen einsehen, daß das Opfer,

welches letzterer zu bringen bestimmt worden war, vergebens sein würde. Er hatte gehofft, daß die Truppe, die, wie er wußte, von der Jablot Mada herkam, noch entfernt genug wäre, um seinen Plänen nicht hinderlich zu sein — aber der Augenschein widersprach dieser Annahme nunmehr. Mehrmals war Kitasta-Jouté bereits auf Spuren gestoßen, die ihn vermuten ließen, daß die Kundschafter seiner Verfolger die Gegend gerade nach jener Seite hin durchstreiften, auf welche er seine Hoffnungen gesetzt hatte. Wenn er auch alles mögliche aufbot, um keinerlei Zeichen zu hinterlassen, die auf seine Nähe hindeuteten, mußte er doch fürchten, entdeckt zu werden. Es blieb nichts andres übrig, als von den Uebeln das kleinere zu wählen und vorläufig nach dem Walde hinzuhalten.

Auf ihrem beschwerlichen und gefahrenreichen Wege stießen die drei Prärieräuber bald auf ein neues Hindernis, das sie anfänglich mit lebhafter Besorgnis erfüllte. Ein gewaltiges Brüllen dröhnte durch den Wald, und ein deutlich hörbares Knacken der Zweige kündigte die Annäherung eines lebenden Wesens an. Die Eindrücke am Boden deuteten auf einen Bären hin, und noch dazu auf einen der größten seiner Gattung. Das Tier mochte vor vielleicht einer Stunde hier vorbeigekommen sein.

Die neue Welt ist bekanntlich die eigentliche Heimat für die Sohlengänger, und namentlich hat hier der wilde oder graue Bär seine größte Entwicklung gefunden. Ausgestattet mit ungeheurer Kraft, ist er ein wahrer Schrecken für die Reisenden und weiß selbst den Einheimischen Achtung einzuflößen. Die Rothäute bilden sich merkwürdigerweise ein, mit ihm in einer Art Verwandtschaft zu stehen, weshalb sie es in den meisten Fällen vermeiden, mit ihm zu kämpfen oder gar ihn anzugreifen.

Nachdem die Nordamerikaner sich zum Empfang der Bestie vorbereitet, sahen sie dieselbe bald darauf herannahen. Offenbar mußte Meister Petz kurz vorher Mahlzeit gehalten haben, denn in seinen schwerfälligen Bewegungen äußerte sich doppelt so viele Plumpheit wie gewöhnlich. Den Kopf gesenkt, kam er mit Tritten näher, die alles unter ihm zermalmten. Sobald er die Männer bemerkte, welche ihm

ihre Machetes entgegenhielten, blieb er stehen, schnüffelte in der Luft herum und knurrte dumpf.

Seine Rast währte aber nur ein paar Augenblicke, dann näherte er sich so rasch wie möglich seinen Feinden. Diese sahen, wie er die Zähne knirschend zusammenbiß und ein weißlicher Schaum sich in seinen Mundwinkeln zeigte. Seine Augen schienen blutunterlaufen. Dem riesenhaften Grizzli gegenüber sahen die Messer der Bedrohten wie reine Ironie aus; auf ein Zeichen ihres Gefährten griffen daher Sutter und Garotte zu ihren Büchsen und feuerten. Der furchtbare Waldbewohner brüllte laut auf und richtete sich auf seinen Hintertatzen empor, die Erde mit den Krallen tief aufwühlend. Aus Kopf und Vorderbrust schossen ihm Ströme dunkelroten Blutes, so daß man auf starke Verwundungen schließen konnte. Nichtsdestoweniger ging Meister Petz zum Angriff über und trottete in seiner aufgerichteten Stellung, eine breite Blutspur hinter sich lassend, mit erstaunlicher Schnelligkeit weiter. Der Squatter, welcher das Vorgehen seiner Genossen genau überwacht hatte, war inzwischen nicht müßig geblieben; einen ellenlangen Zweig vom nächsten Baume abbrechend, setzte er diesen in Brand und schritt furchtlos auf das wutentflammte Ungetüm los. Im Augenblicke, als er dem Tiere so nahe gekommen war, daß er seinen heißen keuchenden Atem fühlen konnte, schwenkte er das brennende Holz hin und her und stieß es ihm endlich mit aller Macht ins Gesicht. Der Bär, geblendet, schlug mit den Tatzen in der Luft herum und wütete so fürchterlich, daß die drei Männer mit einer Flut von Blättern und abgerissenem Geäste überschüttet wurden. Sie ließen sich indessen die günstige Gelegenheit nicht entgehen, und sich tief niederduckend, um von den rasend nach allen Seiten geführten Schlägen nicht getroffen zu werden, bohrten sie dem Tiere ihre langen und scharfen Klingen in den Unterleib. Durch einige Sprünge sich aus dem Bereich ihres Gegners rettend, warteten sie den Erfolg ihres Manövers ab. Die schwere Masse des Bären plumpte alsbald auf den Boden hin und richtete hier großartige Verwüstungen an. Bald glich der Ort, wo das verendende Ungeheuer sich herumwälzte, nur mehr einem riesigen Maulwurfshügel.

Zum Glück wurden seine Kundgebungen von Leben allmählich schwächer und schwächer, und endlich lag der Koloß regungslos und stumm — ein überwältigter toter Riese! Jetzt erst wagten sich die Sieger heran, nicht aber, ohne ihm vorsichtshalber vorher noch eine Kugel durchs Auge zu schicken. Rasch wurde nun der Körper ausgeweidet und ein mächtiges Stück Fleisch zubereitet und aufgezehrt. Nachdem dann noch der Kadaver des Grizzli ins Gebüsch geschleppt und alle verdächtigen Spuren sorgfältig verwischt worden waren, wurde die Wanderung wieder aufgenommen. Das abgezogene Fell des Bären nahm Kitasta-Jouté mit sich. Dieses Mal war es bittere Notwendigkeit, den eingeschlagenen Waldweg weiter zu verfolgen, denn die abgefeuerten Schüsse hatten voraussichtlich die Feinde auf die Flüchtigen aufmerksam gemacht.

Ziemlich rasch näherten sie sich, der einbrechenden Nacht nicht achtend, dem Sturmpasse. Wenigsten blieb ihnen die Hoffnung, hier in einem geeigneten Versteck das Vorüberziehen der von Osten kommenden Gegner abwarten zu können. Aber wo war ein solches Versteck? Bereits dämmerte es in dem Wald . . . es kam Mittag . . ., der Abend nahte . . . aber es wollte sich kein passender Ort auffinden lassen.

„So darf es nicht fortgehen!“ erklärte der Squatter stehenbleibend. „Ich fürchte jeden Augenblick, die verdammten Spürhunde aus dem Dickicht hervorbrechen zu sehen — und überdies sind wir dem Lager der Rothäute schon zu nahe! Jeder Schritt muß uns dem Tod näherbringen!“

„Na, da sind wir in einer schönen Patsche!“ brummte Sutter. „Was hat uns das dos de espadas genutzt? Nichts! Zuerst Ambros, jetzt wir . . . so hat es kommen müssen!“

Der Alte machte eine unwillige Bewegung. „Schweig, Narr, und hör auf mich,“ herrschte er. „Wir werden jetzt, da es hier keinen Fluß und keine Pferde gibt, eine andre Art des Fortkommens wählen müssen.“

„Wir brauchten nur Schwingen, um uns in die Luft zu erheben,“ meinte Garotte höhnisch, „dann freilich wären wir aus aller Verlegenheit!“

„Vielleicht habt Ihr das Richtige getroffen, Compadre,“ versetzte der Squatter. „Flügel haben wir allerdings keine,

aber eben darum müssen wir uns anders behelfen. Ja, wir werden unsern Weg durch die Luft nehmen, denn es ist zum mindesten das Gute dabei, daß wir keine Spuren hinterlassen! Laßt die Hunde nur am Boden kriechen, wie die Schlangen, und nach unsrer Fährte suchen . . . wir wollen unsre Wanderung auf der Höhe oben antreten, von Ast zu Ast, von Baum zu Baum! Das Laub ist zu dicht, die Schlinggewächse sind zu undurchdringlich, als daß man uns sehen könnte."

„John Wilke, Ihr seid ein ausgezeichneter Kerl, den die Rothäute und Gachupines zusammen zeitlebens nicht fangen werden! — Machen wir uns daran!"

Der Rote Wolf zog, ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit Hilfe der Lassoschlinge den nächst starken Ast zum Boden herunter und forderte seine Gefährten durch einen Wink zum Emporklettern auf. Sutter und Garotte verschwanden im Nu im Laubwerk der Bäume. Zuletzt faßte der Zurückgebliebene, stets noch niederziehend, den Ast mit festen Händen. Im Augenblick, als er den Widerstand aufgab, schnellte der gewaltige Arm des Baumriesen mit Blitzesschnelle empor. Dem Squatter war es vermöge seiner herkulischen Kraft gelungen, sich festzuhalten, und er ritt jetzt wohlbehalten auf dem äußersten Ende des Astes. Seinen Lasso wieder losknüpfend, folgte er dann seinen Genossen hoch hinauf in das luftige Bereich der Vögel.

Dem freundlichen Leser genüge hier die Bemerkung, daß das Beginnen der drei Präriepiraten ein keineswegs so unglaubliches war, als es den Anschein hat. Die Großartigkeit und Unendlichkeit eines amerikanischen Urwaldes übersteigt eben alle Begriffe eines Europäers. Die verwitterten Ueberreste der alten hundertjährigen Bäume mit den neu emporschießenden Waldbewohnern sind so dicht verwachsen, so mannigfaltig die Windungen der Stämme und Aeste, daß alles zusammen sich zu einem grünen Baldachin ohne Ende verstrickt und es ein Leichtes ist, von Baum zu Baum zu gelangen. Kitasta-Jouté und seine beiden Begleiter wanderten unermüdlich durch die wunderbaren Festons hin und ließen es sich nicht bekümmern, wenn hie und da Raubtiere, aus ihren hohen grünen Schlupfwinkeln auf-

gescheucht, sie mit glühenden Augen anstierten. Sie hatten Mühe, die Richtung festzuhalten, denn in den Irrgängen oben verschwanden alle Gestaltungen des Bodens und das Auge blickte nur in ein unentwirrbares Chaos dichtbelaubter Zweige. Auch dunkel wurde es bereits, und ein Dunstnebel stieg von der Erde auf.

Ungefähr zu dieser Zeit geschah es, daß die Koras und Vengaderostruppe sich mit den Indianern im Sturmpaß vereinigte. Dieses Ereignis vollzog sich in unmittelbarer Nähe der kühnen Wanderer. Nichtsdestoweniger zogen diese stetig ihren Luftpfad entlang und ließen sich nicht im mindesten beirren, als sie auch die Feuer des Komanchenlagers vor sich leuchten sahen.

„Nur noch ein halbes Stündchen ausgeharrt, und wir sind ihnen unter den Händen durchgeschlüpft!“ flüsterte der Squatter, in dessen Zügen sich ein freudiger Triumph ausmalte. „He, was habt Ihr?“ fügte er hinzu, als Garotte eine plötzliche Gebärde des Schreckens machte und sicher gestrauchelt wäre, wenn er nicht seinen Arm fest umklammert hätte.

Der ehemalige Arriero deutete mit dem Finger auf eine Gruppe unter sich, die in der Dunkelheit nur mühsam zu unterscheiden war, während die Feuer des Indianerlagers in einiger Entfernung davon brannten. So viel aber konnten die Flüchtigen ausnehmen — eine menschliche Gestalt war da unten mit Händen und Füßen an einen Baum gefesselt, und um sie herum lagerten zwei bis drei Indianer, die dem Anschein nach in tiefen Schlaf versunken waren.

Der Squatter hatte sich weit vorgebeugt und seine Augen glänzten durch die Finsternis wie jene einer beutegierigen Katze.

„Verdammt!“ flüsterte er erregt. „Es ist Ambros!“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Kühn und unerhört.

Die Zuneigung des alten Prärieräubers zu seinen Söhnen hatte nichts von jener Ueberschwenglichkeit, die seine Liebe in Bezug auf Ellen kennzeichnete, aber sie waren ihm v...

jeher treue Gefährten auf der gefährlichen Bahn des Lasters gewesen, die er verfolgte, und es konnte daher mindestens warme Kameradschaft genannt werden, die ihn mit denselben verband. Als er die hoffnungslose Lage des jungen Mannes gewahrte, war er auch sogleich entschlossen, etwas zu seiner Rettung zu unternehmen, was freilich den Beifall Andreas Garottes nicht fand. Es wäre eine Tollheit, meinte dieser, hier einen Befreiungsversuch zu wagen. Zu retten wäre Ambros nur dadurch, indem man das eigene Leben in die Schanze schlüge, und dazu sei es zu kostbar. Die leise geführte Debatte endete endlich damit, daß der Rote Wolf, welcher hartnäckig auf seinem Entschluß beharrte, recht behielt.

Die Nacht war, wie erwähnt, hereingebrochen; dichte Finsternis lagerte gleich einem schwarzen Leichentuch über der Gegend. Im Lager schlief alles; auch der Gefangene hatte, trotzdem die Fesseln stark in seine Handgelenke schnitten, die Augen geschlossen, wahrscheinlich willens, sich einem leichten Schlummer zu überlassen. Ein leises Pfeifen, das dem Zischen der gestreiften Schlange (Peitschenschlange) auf das Täuschendste glich, tönte auf einmal an sein Ohr und bewog ihn, um sich blicken. Dieser Ton war ein längst unter den Räubern verabredetes Erkennungszeichen und wurde angewendet, so oft es sich um eine Verständigung in Augenblicken drohender Gefahr handelte. Ambros war übrigens weit davon entfernt, zu ahnen, daß man jetzt, wo er einem sicheren Tod entgegensah, alle Vorbereitung zu seiner Flucht traf. Da ließ sich aber ein zweites längeres Pfeifen hören, dem fast augenblicklich ein drittes folgte. Er hob den Kopf, so gut er konnte, in die Höhe und blickte an dem Baum empor, unter welchem er stand. Bei der herrschenden Dunkelheit konnte er nichts unterscheiden, wohl aber berührte ein kalter Gegenstand seine Stirne, der sich hin und her bewegte. Mit Mühe unterdrückte er einen Freudenschrei — vor seinen Augen blinkte ein Messer! Unbekannte Freunde bekümmerten sich also um ihn. Wie ein betäubt gewesener Kämpfer, der seine ganze Kraft zurückerhält, um aufs neue unerschrocken zu streiten, so erwachte die Hoffnung in dem Herzen des Gefangenen und mit ihr

die alte Thatenlust. Als die schneidige Waffe so tief herniederhing, daß er sie mit den Fingern der festgeschnürten Hände erfassen konnte, fing er — einer andern Bewegung war er nicht fähig — damit zu reiben und zu feilen an und erreichte so viel, daß die Litzen des Strickes eine um die andre zerschnitten wurden. Nachdem er erst die eine Hand frei hatte, ging es rasch vorwärts, und keine Minute verstrich, so sah er sich Herr seiner Bewegungen. Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht von seinem Messer Gebrauch machen und die Schläfer um sich her töten sollte, denn durch sie mußte sich die Kunde von seinem Verschwinden rasch verbreiten — aber die Gefahr, dadurch vielleicht die andern Indianer herbeizurufen, ließ ihn davon abstehen. Am zweckmäßigsten schien es ihm, sogleich seine Flucht ins Werk zu setzen. Da überdies das Zischen der Peitschenschlange abermals ertönte — offenbar eine Mahnung zur Eile — faßte er mit kräftigen Armen den herunterhängenden Lasso, schlang ihn sich um den Körper und gab das Zeichen. Schnell fühlte er sich emporgezogen.

„By God, ein netter Streich, den wir den roten Schuften spielen!“ dachte er bei sich. „Nun werden sie mich wirklich für einen Balam halten! Wenigstens soll es ihnen schwer werden, meine Spur zu entdecken!“

Schon war er bei seiner kühnen Luftfahrt in dem Laub des Ahornbaumes verschwunden. Gleich auf dem ersten größeren Aste Posto fassend, kletterte er mit der Gewandtheit eines Affen weiter und befand sich bald bei seinen Befreiern, im dichtesten Blättergewirre.

„Das heißt doch Glück im Unglück!“ flüsterte Ambros so leise, daß man es für das Lispeln der Blätter hätte nehmen können. „Wo kommt Ihr her, Compadres? Ohne Eure Hilfe wäre ich verloren gewesen!“

„Wir haben keine Zeit zu unnützen Worten,“ entgegnete ihm der Squatter barsch, „sondern wollen unsre Wanderung sogleich nach dieser Seite hin fortsetzen!“

„Seid Ihr toll, Vater? Dort endet der Wald in einer Quebrada! Wir müssen uns nach rechts halten!“

„Verdammte Verzögerung!“ brummte Garotte. „Wir könnten jetzt geborgen sein . . . statt dessen spüren uns die

Rothäute vielleicht in den Kronen dieser Bäume auf, wenn die Nacht zu hell wird!"

Hurtig ging's wieder weiter, von Baum zu Baum. Die schlimmen Ahnungen Garottes schienen sich indessen erfüllen zu wollen, denn kaum hatte man noch eine Strecke von etwa zweihundert Metern zurückgelegt, als sich ein entsetzliches Geheul hören ließ und der Wald durch einen grellen Fackelschein erhellt wurde. Dunkle Gestalten huschten mit wilden Gebärden hierhin und dorthin.

„Das ist zu früh — viel zu früh!" raunte Ambros. „Ich habe es gefürchtet!"

„Den Henker auf Euch — Ihr habt uns in diese Klemme gebracht!" schalt Andreas Garotte.

„Ich will Euch auch wieder heraushelfen!" beruhigte ihn der andre, und großmütig fuhr er fort: „Da ich es schon einmal auf mich genommen, die Aufmerksamkeit der Burschen auf mich zu lenken, so gebt mir das Bärenfell, Vater, das Ihr da um Eure Schulter geworfen habt! Ich werde den indianischen Schuften einen neuen Possen spielen. Laßt mich nur machen!"

Die vier Yankees hielten im Klettern inne, und Ambros traf seine Vorbereitungen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

In der Maske des Bären.

Um den Faden der Erzählung festzuhalten, müssen wir wieder zu unsern Freunden Koutonepi, den beiden Akamaritzin und Curumilla zurückkehren.

Die mutigen Männer waren, seitdem sie den Malpaso, die schauerliche Grabstätte ihres Gefährten, verlassen hatten, immer tiefer ins Gebirge niedergestiegen, und zwar nach jener Seite, auf welcher sie die flüchtigen Yankees bemerkt hatten. Ungefähr an dem Orte, wo der Squatter mit seinen Gefährten gelagert hatte, trafen sie unerwartet mit La Venganza zusammen, der gleichfalls — überzeugt, daß die Verbündeten sich hierhergewendet hätten — nach der

Sierra de los Komanches aufgebrochen war. Es rief großes Erstaunen hervor, den finsteren Mann in Begleitung der sanften Ellen zu sehen, und dieses Erstaunen steigerte sich noch, als letzterer die Geschichte seines Wiederfindens mit seiner verloren geglaubten Nichte unter so merkwürdigen Umständen zum besten gab. Mit aufrichtiger Freude wurden Don Lukas Arroyal und Mercedes von ihren Freunden beglückwünscht.

Durch die gegenseitigen überraschenden Neuigkeiten ließen sich übrigens die Verfolger weiter nicht aufhalten und wendeten ihre Aufmerksamkeit sogleich wieder der Hauptsache zu. Valentin hatte ganz wohl die Spur bemerkt, die Ambros hinterlassen, aber er ging dem schlauen Nordamerikaner nicht in die Falle. Ruhig setzte er seinen Weg in der eingeschlagenen Richtung weiter fort, indem er dachte, daß er, ob nun die Fährte falsch oder richtig sei, unbedingt wieder auf dieselbe stoßen müßte. Die Fährte des Roten Wolfes und seiner beiden Genossen wurde weiter verfolgt, zur großen Verwunderung des Haziendero und seines Sohnes, die beide nichts entdecken konnten, was nur annäherungsweise auf eine solche hingewiesen hätte.

„Ja ja, wir haben die Spur des wilden Ebers, glaubt mir!“ versicherte der französische Jäger, eine Handvoll Blätter vom Boden aufraffend und genau besehend. „Dieser Gringo-Squatter ist schlau, sehr schlau — — aber ich sag' es euch, er ist hier vorüber gekommen!“

„Oah!“ rief Curumilla gleichzeitig aus und deutete auf einen höchstens fünf Centimeter langen haardicken Riß, der auf dem Felsen sichtbar war.

„Na, wie ich sage, der alte Räuber ist hier gewesen — und er hat uns anführen wollen! Er lockte uns, für den Fall, daß wir schon seine Fußstapfen entdeckten, an diese Stelle, wo wir die Richtung verlieren mußten. Er hat sich aber getäuscht! In zehn Minuten werde ich euch, meine Freunde, seine Spur so deutlich zeigen, wie ihr sie nur immer wünschen könnt!“

Wirklich zeigte der Fährtensucher bald darauf die sichtbaren Eindrücke von Stiefeln, die aber so liefen, daß es den Anschein hatte, als wäre der Yankee mit seinen Be-

gleitern nach rückwärts geschritten. Koutonepi verfolgte die neue Spur eine Strecke weit, hielt aber dann ratlos inne, denn wie durch Zauberkraft schien sie plötzlich abgeschnitten.

„Da wären wir glücklich an einem Punkte angelangt, wo auch mein Verstand mich im Stiche läßt!" murmelte er kopfschüttelnd. „Der Rote Wolf ist hier gewesen und doch auch verschwunden! Da er weder davonfliegen, noch in die Erde versinken konnte, so muß er notwendig einen andern natürlichen Ausweg gefunden haben. . . . Halt! ich hab's! Curumilla, da seht!"

Bei den letzten Worten deutete er auf eine ziemliche Menge herumliegenden Laubes. Der araukanische Häuptling lächelte.

„Aber was könnt Ihr denn von dieser Blätterstreu ablesen?" fragte Don Miguel Zarate.

„Genug!" versetzte Valentin Guillois. „Wir sind noch nicht in der Jahreszeit, wo die Bäume so stark die Blätter verlieren. Diese hier sind nicht abgefallen, sondern abgerissen! Man kann auch sehen, wie sie gequetscht und zerkniffen sind. Und bestände noch ein Zweifel, so macht mir das hier" — der Jäger trat einige Schritt seitwärts und hob ein Stück Baumrinde von der Größe einer Hand auf — „vollends alles klar! Die Burschen haben sich da hinaufbegeben! . . . Die Baumrinde hier ist so zermartert, als ob sie durch einen Strick oder dergleichen abgerieben worden wäre. Ein sinnreicher Gedanke das — nur schade, daß die Stiefel des Squatters dort drüben eine Spur von der Stärke eines Haares zurückgelassen haben und daß er nicht wieder vom Baume herabgestiegen ist, um die Blätter zu entfernen! — Begreift Ihr jetzt, Caballeros, daß ich alles, was hier vorgegangen ist, weiß, so gut weiß, als ob ich dabei gewesen wäre?"

Bei den einfachen Auseinandersetzungen des Fährtensuchers konnten sich der Haziendero und Don Pablo nicht enthalten, demselben laut ihren Beifall und ihre Bewunderung kundzugeben. Ohne weiteres begriffen sie, daß er recht hatte. Man kam nun dahin überein, daß Curumilla der „Luftfährte" in den Bäumen nachspüren sollte, während die andern unten in der von ihm angegebenen Richtung weiterschritten.

Da der Waldboden gegen den Sturmpaß zu sich stetig absenkte, konnten die nächtlichen Wanderer bald darauf die Feuer des Indianerlagers bemerken, welche ihren matten Schein zu ihnen herübersandten. Plötzlich kam Leben in die schlafende Urwildnis. Wildes Geschrei ließ sich vernehmen, das mit jedem Augenblicke lauter wurde und bald in ein furchtbares Gelärme ausartete. Wie durch eine Explosion entzündet, erstrahlte der Wald im hellen Lichtscheine, und aufgeschreckten Gespenstern gleich jagten zahlreiche indianische Gestalten durch Gestrüpp und Baumschlag.

„Was kann da geschehen sein?“ fragte sich Valentin halblaut. „Die Komanchen machen auf jemand Jagd, so viel ist gewiß! Haben sie vielleicht den Gringo-Squatter mit seinen Begleitern aufgespürt?“

Pethonista kam als einer der ersten den vier Männern entgegen und teilte ihnen in Kürze mit, was geschehen war.

„Die Elenden wissen eine dunkle Nacht wohl auszunutzen!“ brummte La Venganza. „Aber es wird ihnen alles nichts helfen!“

In diesem Augenblicke stieß Curumilla oben im Gezweige der Bäume einen unartikulierten Schrei aus. Das war für alle das Zeichen emporzublicken. Was sie sahen, setzte sie in höchliche Verwunderung. Im Geäste hing eine ungeheure schwarze Masse, die sich träge hin und her wiegte.

„Ein Bär, potztausend, und ein prächtiger Kerl dazu!“ bemerkte Koutonepi mit zweifelnder Miene. „Wahrhaftig, wäre es auch nur des Felles wegen — ich möchte ihm eine Kugel zuschicken!“

„Mein Bruder weiß, daß die Grizzlis Vettern unsrer Familie sind,“ wendete Pethonista ein. „Wir dürfen den dort nicht töten!“

„Ich weiß beim Teufel nicht, ob ich recht thue, diesen Vetter leben zu lassen! Er sieht mir, offen gesagt, etwas verdächtig aus und hat sich für seine Schwere einen ziemlich gebrechlichen Ast ausgesucht! Aber — je nun, vielleicht irre ich mich! Will sehen, welcher Meinung Curumilla ist. Er ist ja mit dem Burschen fast Nase an Nase!“

Die Weißen und die sich sammelnden Rothäute beobachteten gespannt das Tier, wie es sich fort und fort auf

seinem hohen Standpunkt wiegte und sogar ein schwaches Knurren des Wohlbehagens hören ließ. Der „Vetter" schien offenbar auf seine „Verwandtschaft" zu pochen.

In diesem Moment ertönte das laute Gekrach zerbrechender Zweige und ein halberstickes Gestöhne. Der araukanische Häuptling hatte den Lasso, dessen eines Ende er an einem dicken Ast festgebunden, nach dem zottigen Waldbewohner geschleudert und ihn von seinem dichtumlaubten Posten weggerissen. Da hing er nun, die Schlinge um den Kopf, frei in der Schwebe, und die Untenstehenden konnten ein Zucken durch seinen ganzen Körper gehen sehen. Curumilla befriedigte den Wunsch aller, indem er den Riemen löste und die plumpe Masse auf den Boden hinabfallen ließ. Da zeigte es sich, daß der Getötete kein „ehrlicher Bär", sondern daß es der älteste Sohn des Gringo-Squatters war.

Der arme Ambros, den sein Geschick hier ereilt hatte, war nicht glücklich in der Wahl seiner Verkleidung: in der ersten lief er Gefahr, lebendig verbrannt zu werden, in der zweiten wurde er erhängt.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Noch ein Zufluchtsort.

Der Rote Wolf, welcher sich mit Sutter und Garotte in den höchsten Zweigen der Bäume befand, hatte den Fall seines Sohnes mitansehen müssen, ohne daß er auch nur das Allergeringste zu dessen Gunsten thun konnte. Wohl legte er im Zorn seinen Rifle auf Curumilla an, aber Garotte, der diese Bewegung bemerkte, schlug ihm die Waffe auf die Seite und raunte ihm ins Ohr:

„Wollt Ihr uns denn zu Grunde richten? Noch haben uns die rothäutigen Schufte nicht entdeckt — das ist ein Glück, das wir benutzen wollen. Kommt!"

„Ihr habt recht," gab der Squatter zu. „Wir müssen uns hüten, uns den Feinden zu verraten! Der alte Löwe ist noch nicht überwunden — Goddam, das will ich ihnen zeigen!"

Leise glitten die drei Präriepiraten wieder von Ast zu Ast. Die Ueberraschung, welche durch die Entlarvung des armen Ambros unten hervorgerufen worden, war so groß, daß die Flüchtigen ungehört eine bedeutende Strecke hinter sich brachten. Dann freilich entnahmen sie aus dem Krachen der Zweige, daß sie aufs neue verfolgt wurden. Offenbar kletterte man ihnen, ihr Beispiel nachahmend, in den Bäumen nach. Die Komanchen hatten übrigens noch zu einer andern List ihre Zuflucht genommen. Auf den Rat Curumillas waren sie in der Richtung der Luftfährte vorangeeilt und hatten an verschiedenen Stellen die hohen Waldriesen erklettert. Der Weg war den Yankees abgeschnitten. Dies erkannten dieselben bald genug. Schon gaben sie sich verloren, da machte der alte falkenäugige Squatter eine Entdeckung, die ihn neuerdings Hoffnung schöpfen ließ. An dem Baume, den er eben passierte, hatte er seitwärts am Stamm eine Oeffnung bemerkt, die, obwohl fast ganz vom Laubwerk verdeckt, die Annahme rechtfertigte, daß sie tief in das Innere hinunterführte. Der Versuch ward augenblicklich gemacht und — gelang. Einer nach dem andern verschwanden sie in der Höhlung, worauf sie diese so geschickt vor den Augen der Späher verbargen, daß nur ein Zufall zu ihrer Entdeckung führen konnte. Je tiefer sie in den finsteren Schacht hinabstiegen, desto mehr erweiterte er sich und bildete endlich in den Boden hinein eine Art Kellergewölbe, das sich eine geraume Weile fortsetzte, um dann in einer ganz kleinen Oeffnung wieder in den Wald auszumünden.

„Denke, daß dieser Fuchsbau schon vor uns Besuch gehabt hat," äußerte Kitasta-Jouté, welcher sich bei dem halsbrecherischen Niedersteigen Hände und Füße wundgeritzt hatte. „Zum Glück ist uns hier vorgearbeitet, und wir brauchen keine Zeit damit zu verlieren, das dunkle Erdloch wohnlich zu machen. Es könnte freilich auch geschehen, daß wir mit irgend einem unheimlichen Bewohner dieser unterirdischen Stätte gemeinsame Sache machen müssen — aber ob nun zwei- oder vierbeinig, das gilt in unsrer Lage gleich!"

„Den Henker über Euch und Eure Späße!" fluchte Garotte, dessen Laune durch die Beschwerlichkeiten der „Erd-

fahrt" keine bessere geworden war. „Sind wir etwa schon aus aller Gefahr? Keine Spur! Unsre Verfolger sind überzeugt davon, daß wir uns hier irgendwo versteckt halten, und man wird uns entweder ausfindig machen oder, wenn das nicht gelingen will, aushungern, indem man die ganze Gegend besetzt hält! Hättet Ihr Lust, Eure eigenen Knochen anzunagen?"

„Nein, Ben Steepleton!" versetzte der Rote Wolf, der sich trotz der eigenen Not an der Verzweiflung des früheren Arriero weidete, und boshaft fügte er hinzu: „Wozu haben wir denn Euch? Ihr werdet, hoff' ich, einen guten Bissen abgeben, der so lange vorhält, bis die roten Burschen, des Wartens müde, die Belagerung aufgeben. Habt Ihr vergessen, daß Euer Gefährte der ‚Menschenfresser' ist? Hahaha!"

Auch Sutter schien von dem Scherze so belustigt, daß er sich eines Lachens nicht erwehren konnte. Dadurch geriet aber Garotte in unbeschreibliche Wut. Zu einem Kolbenschlage gegen Sutter ausholend, wurde er nur durch den Squatter an einem Gewaltstreich verhindert, welcher zwischen ihn und seinen Sohn trat und, mit dem Fuß auf die Erde stampfend, sagte: „Ruhe! Seid ihr toll? Wollt euch zanken, wie ein altes Weib, und wißt doch, daß draußen der Feind Wache hält und lauert, wie der Jagdhund auf seinen Fang! Später bei Gelegenheit mögt ihr euch als echte Caballeros mit den Messern miteinander verständigen — jetzt aber ist Besseres zu thun!"

Die beiden Rangers warfen sich gehässige Blicke zu, und Garotte murmelte etwas Unverständliches für sich. In dem Kopf dieses Mannes war schon seit längerer Zeit ein Plan gereift, den er vielleicht schon ausgeführt hätte, wenn er sich nicht immer von den Augen des Squatters scharf überwacht gesehen, so daß ein Hintergehen nicht leicht möglich gewesen wäre. Nun aber, wo der Untergang seiner Genossen unvermeidlich schien und er in denselben mitverstrickt werden mußte, wenn er nicht eine rettende That ersann, war er zum Handeln entschlossen, selbst auf die Gefahr hin, auf dem wenig ehrenvollen Wege eines Verrates ertappt zu werden. War er doch seit seinem Aufbruch von der Hazienda de la Noria von einer Klemme in die andre

geraten — was sollte er sich da noch ein Gewissen daraus machen, die Schuldtragenden an den Spieß zu liefern?

Was der würdige Nordamerikaner im Schilde führte, wird sich sogleich zeigen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das Ende der Jagd.

Nachdem die Komanchen sich von ihrer Ueberraschung erholt und in der erwähnten Weise die Verfolgung wieder aufgenommen hatten, kamen sie binnen kurzem zu dem Schlusse, daß die flüchtigen Yankees Mittel gefunden haben mußten, den schwindelnden Pfad zu verlassen und sich an irgend einem gutgewählten Ort zu bergen. Wo aber? Die Umgegend war auf das sorgfältigste abgesucht worden, ohne zu einem befriedigenden Resultate zu führen. Besaßen die merkwürdigen Männer die Gabe, sich unsichtbar zu machen?

Die Voraussetzung Andreas Garottes bestätigte sich indessen: die Verfolger dachten keinen Augenblick daran, den Platz zu verlassen; sie rückten ihr Lager aus dem Sturmpaß tiefer in den Wald hinein und stellten von Strecke zu Strecke Posten aus, die aus je drei Mann bestanden und die nächste Umgebung genau zu überwachen hatten. Die übrigen sollten, ihre Nachtruhe fortsetzend, die Ergebnisse der außerdem noch angestellten Nachforschungen abwarten.

Es war beiläufig zwei Uhr morgens, als mehrere von den indianischen Wachposten einen untersetzten, vermummten Mann herbeischleppten, der sich freiwillig hatte aufgreifen lassen und vor den Fährtensucher geführt zu werden wünschte. Im Lager war sofort alles auf den Beinen. Als man den Fremden beim Scheine des Lichtes und der angebrannten Fackel näher besah, erkannte man — Andreas Garotte, den durchgebrannten Arriero Don Miguels. Natürlich war dieser Mann, der, was Durchtriebenheit anbetraf, gewissermaßen als ein Seitenstück zu Kitasta-Jouté betrachtet werden konnte, ein sehr willkommener Fang.

„Schurke," redete ihn Don Miguel Zarate an, „haben wir dich endlich? Nicht ohne Grund wurde ich vor dir gewarnt, als du noch auf meiner Hazienda weiltest! Du bist mitschuldig an dem Raub und Morde meines armen Kindes — gestehe!"

„Nein, Don Miguel!" antwortete der Gefangene ruhig. „Ich habe kein Teil an dem Morde der Sennorita, und wäre es auf mich angekommen, so würde sie auch nie entführt worden sein. Aber" — ein Seufzer entschlüpfte seinen Lippen und sein Blick streifte mit scheuem Ausdrucke La Venganza, welcher hinzugetreten war — „ich habe meine Vergangenheit und wurde von Bekannten aus früherer Zeit genötigt, neue Sünden zu den alten zu fügen."

„Wir kennen uns wohl bereits?" ließ sich Don Lukas hören, dessen Blick mit durchbohrendem Ausdruck auf dem Sprecher ruhte. „Bist du nicht der saubere Bursche, der an jenem Schandwerke, das meinem Bruder Glück und Leben kostete, mithalf? Valgamedios, bist du nicht der Hund, der in einer dunkeln stürmischen Wetternacht in die Hazienda del Papagallo einbrach und seine Hand in Menschenblut tauchte? Bist du nicht Ben Steepleton, das elende Werkzeug eines noch elenderen Sündenknechtes?"

„Zu dienen, Euer Gnaden," antwortete Garotte demütig. „Aber Sie haben es selbst zugegeben: ich war das Werkzeug eines andern! Und wahrlich, ich wollte, ich könnte die That ungeschehen machen! Es war alles die Eingebung Don Sandovals . . ."

„Du lügst, Schurke! Ihr alle seid schuldig und alle sollt ihr büßen. Don Pedro ist tot . . . Die Reihe ist jetzt an dir!"

„Sie werden mit sich reden lassen, Don Lukas Arroyal! Kann Reue gut machen? Nein. Aber versöhnen! Zum Beweis, daß ich wirklich und aufrichtig bereue, was ich gethan, habe ich mich selbst in Eure Hände geliefert, und hauptsächlich auch darum, um Euch einen Gefallen zu erweisen. — Nicht wahr, es wäre Ihnen daran gelegen, eines gewissen John Wilke habhaft zu werden?"

„Dazu bedarf ich deiner Hilfe nicht."

„Vielleicht doch, Euer Gnaden! Ich möchte sogar be-

haupten, daß ich Ihnen unentbehrlich bin! Der, den Sie suchen, ist so sicher geborgen, daß Sie ein Jahr lang den ganzen Wald abspüren lassen können, ohne von ihm nur die geringste Spur zu entdecken. Sprechen Sie selbst, Don Valentin, ist die Hoffnung, den Roten Wolf einzufangen, nicht eine sehr geringe?"

„Keineswegs," antwortete der Fährtensucher, der keine Lust zeigte, die Politik des Gefangenen zu begünstigen. „Aber laßt uns gleichwohl über diesen Punkt noch ein paar Wörtchen miteinander reden. Was verlangt Ihr für Euren Judasdienst?"

Aller Augen richteten sich bei dieser Frage auf Garotte, welcher sich durch die Wichtigkeit, die seiner Person beigelegt wurde, sehr geschmeichelt zu fühlen schien.

„Sennores," sagte er, sich verbeugend, mit verschmitztem Lächeln, „ich glaube, euch meine Anwesenheit schon erklärt zu haben. Nachdem ich mich zwanzig Jahre lang in den Krallen des Teufels befunden, drängt es mich, zu Gott zurückzukehren. Ich komme als ein reuiger Sünder, der eure Verzeihung anfleht. Um aber Buße zu thun für meine leider großen Vergehen, ist das Leben eine Grundbedingung, und so möchte ich euch vor allem um dieses bitten!"

„Nicht mehr, du heilloser Schuft!?" schrie Don Miguel. „Es wird dir wohl nichts andres übrig bleiben, als dich uns auf Gnade und Ungnade zu ergeben! Du wirst ganz denselben Weg gehen, wie all deine Gefährten!"

Das Auge des Nordamerikaners blitzte haßerfüllt auf. „Goddam, so sollt ihr auch nicht ein Wort aus mir herausbringen!" rief er. „Wenn ich hierhergekommen bin, um durch die Ueberlieferung des Roten Wolfes mein Leben zu retten, so scheint mir diese Bedingung nicht unbillig. Ohne mich werdet ihr John Wilke kein Härchen krümmen und könnt so lange fortsuchen, bis eure Haare grau werden!"

Es folgte eine längere Beratung. Die Begier, des Squatters habhaft zu werden, ließ den Weißen, sogar La Venganza und Don Miguel, die Bedingung Garottes annehmbar erscheinen, denn in dem ersteren führte der Haß aller zusammen. Als sich daher der Fährtensucher dem

Yankee wieder zuwendete, geschah es, um ihm das erbetene Zugeständnis zu machen.

„Wir wollen Euch das Leben schenken," sprach er, „und das ist wahrlich mehr, als Ihr verdient. Selbstverständlich erwarten wir, daß Ihr diesmal ein ehrliches Spiel spielt und uns den Mann, nach dem unser aller Trachten geht, wirklich ausliefert."

Das Wieselgesicht Garottes hellte sich auf. „Ihr sollt mit mir zufrieden sein," sagte er mit süßlicher Stimme. „Seid ihr aber auch alle über den Punkt meiner Begnadigung einig? Es könnte leicht den Rothäuten dort einfallen, unsern Vertrag umzustoßen!"

„Hund von einem Gringo!" schalt der Komanchen-Sachem. „Hältst du Haboutzelke für doppelzüngig? Es wird geschehen, was meine weißen Brüder beschlossen haben. Aber hüte dich! Das erste verdächtige Zeichen löst den Vertrag, und meine letzten Krieger werden ihre Messer in deinem Herzen umdrehen!"

Die nunmehr folgenden Auseinandersetzungen des Gefangenen stellten die Zuhörer vollkommen zufrieden. Mit der Ausführung des Werkes wurde keine Minute gezögert. Nachdem die ausgestellten Wachen noch verstärkt worden waren, brach der Kern der Koras, Vengaderos und Komanchen auf, um sich nach dem Orte zu begeben, den Garotte bezeichnet hatte. Das Versteck des Squatters und seines Sohnes wurde wie ein Fuchsloch umstellt und auch darauf Bedacht genommen, daß sie nicht nach oben hin entschlüpfen konnten. Den Erdeingang, der hinter dichtem Buschwerk verborgen war, zu erweitern und passierbar zu machen, war kein Leichtes — endlich aber war es geschehen, und der Angriff wurde nun mit großem Nachdrucke ins Werk gesetzt.

Dreißigstes Kapitel.

Schluß.

Kitasta-Jouté und Sutter, welche sich nach dem schwierigen Abstieg in der Baumhöhlung einem leichten Schlafe überlassen, hatten nicht sobald den Abgang ihres Gefährten be-

merkt, als sie schon seine Absicht durchschauten. Der Niederträchtige hatte sie verlassen, um durch Verrat sein Leben zu retten. Das Hoffnungslose ihrer Lage leuchtete ihnen ein — doch wollten sie nichts unversucht lassen. Die früher benutzte Zufahrt war ihnen abgeschnitten; vielleicht ließen sich andre Ausgänge schaffen. Aber ihre anfängliche Befürchtung bestätigte sich nur zu bald. — Der Ort war dicht umstellt, an ein Entkommen nicht zu denken. Schon drangen die Feinde, dicht aneinandergepreßt, durch die Oeffnung im Boden ... Schüsse hallten dumpf durch den Raum. In der finsteren Wölbung der Erdhöhle entstand ein furchtbarer Kampf. Die Belagerten wüteten, wie die angeschossenen Eber — mit unbeschreiblicher Wut schlugen sie um sich, der Ueberzahl höhnend und, berauscht vom vergossenen Blute, einen Kreis von Verwundeten um sich her bildend. Die tiefe Finsternis, welche anfangs in der Höhle herrschte, begünstigte ihre Anstrengungen, und diesem Umstande hatten sie auch zu danken, wenn sie bisher nicht erheblich verletzt worden waren. Aber die Angreifer nahmen endlich zu den Fackeln ihre Zuflucht, und nun hatte der Widerstand der Yankees ein Ende. Ihre greulichen Flüche wurden bald in einem Stöhnen erstickt. Während Sutter mit einem Tomahawkstreiche niedergemacht wurde und fast auf der Stelle sein Leben aushauchte, fühlte sich Kitasta-Jouté von einem Lasso umschlungen und auf den Boden niedergerissen. Aus unzähligen Wunden blutend, hatte er nicht mehr die Kraft, sich freizumachen. Im Nu lag er in festen Banden.

Ein kaltes Frösteln überlief den Gefangenen, als er, zum früheren Lagerplatz zurückgeführt, die Männer, denen er auf Erden das meiste Unrecht zugefügt hatte, vor sich erscheinen sah. All die finsteren unheilverkündenden Gesichter sagten ihm deutlich, daß irgend etwas Seltsames im Werke sei. Offenbar handelte es sich darum, den Richtspruch über ihn zu fällen. Koutonepi, der Fährtensucher, als Ungeschädigter schien in der richterlichen Versammlung den Vorsitz zu führen, und er war es auch, welcher an Kitasta-Jouté herantrat und ihn aufforderte, den vorzubringenden Anklagen ein aufmerksames Ohr zu leihen.

„John Wilke,“ bedeutete er ihm, „jetzt, nachdem es uns

nach langen Bemühungen endlich gelungen ist, Euch festzunehmen, sollt Ihr der Lynchjustiz gemäß gerichtet werden! Vor allem aber wollen wir Euch, um den Grad Eurer Schuld genau abzumessen, Verbrechen um Verbrechen vorhalten. Vermögt Ihr es, einzelne der Beschuldigungen zu widerlegen, um so besser für Euch! — Ankläger, tretet vor!"

Don Miguel Zarate, La Venganza, Don Pablo und das Einhorn traten aus den Reihen der übrigen und richteten ihre Blicke mit einem Ausdruck auf den Squatter, der ihn über die Gesinnung seiner Todfeinde nicht im Zweifel ließ. Nach und nach schlossen sich an erstere mehr und mehr dunkle Indianergestalten an.

„Wer sind diejenigen, die gegen diesen Mann Klage zu führen haben?" fragte Don Valentin laut und förmlich.

„Ich, Don Miguel Zarate de Akamaritzin!"

„Ich, Don Pablo Zarate!"

„Ich, Don Lukas Arroyal, genannt La Venganza!"

Hier stieß der Rote Wolf, der den feierlichen Vorgang nicht länger ertragen konnte, einen abscheulichen Fluch aus und stampfte zornig die Erde.

„Seid verdammt, ihr alle!" rief er laut. „Was verschwendet ihre eure Zeit mit blödem Richterspiel und Mummenschanz? Wenn euch danach gelüstet, meine Thaten aufzuwärmen, so kann ich euch dienen! Allerdings bin ich ein Räuber, ein Geächteter der Civilisation, als welchen ihr mich hinstellt! Ich habe als Verbrecher angefangen und als Verbrecher hör' ich auf. Meierhöfe hab' ich eingeäschert, gemordet und geplündert hab' ich, Skalpjäger bin ich gewesen — wo es galt, zur nächtigen Stunde irgend ein Werk des Raubes oder der Rache auszuführen, war ich dabei! Wozu mir euren Bruder nennen, Don Arroyal, oder eure Tochter, Don Miguel, oder all eure geopferten Brüder und Krieger, Habouzelke? Es ist lang nicht alles, was ich gethan, und manche Anklage könnt ihr noch hinzufügen, ohne die Summe meiner fluchwürdigen Thaten erschöpft zu haben!"

„Genug, John Wilke!" gebot der Fährtensucher, der gleich den andern die frevelnden Worte des Squatters mit sichtlichem Grauen verfolgte. „Ich weiß wohl, die Wunden,

die Ihr geschlagen habt, werden nur schwer vernarben. Aber uns bekümmert nur Eure Sünderlaufbahn, soweit sie auf die Schicksale uns nahestehender Personen Bezug hat. Ihr bekennt Euch also schuldig?"

„Ja!" bestätigte der Prärieräuber, dessen Augen wild rollten. „Warum aber werfen mir diese Menschen vor, daß ihre Angehörige unter meinem Messer gefallen sind? Haben sie nicht auch mich arm und kinderlos gemacht? Das Liebste, was ich im Leben besessen, haben sie mir geraubt: meine Tochter Ellen!"

„Schändlicher Lügner!" brüllte da La Venganza. „Du weißt nur zu gut, daß das Mädchen nicht dein, sondern die Tochter des von dir ermordeten Don Gutierez Arroyal ist! Sie in dieser Lüge aufzuziehen, war der giftigste deiner Verräterstreiche, und du sollst ihn mir teuer bezahlen!"

„Macht mit mir, was ihr wollt!" höhnte der Nordamerikaner. „Ich bin ein echter Yankee und kümmere mich den Henker um die Qualen, die ihr für mich aushecken mögt! Ich hasse euch, ihr Hispanos und Rothäute, hasse euch, wie die schwarze Pest, und wenn ich wieder auf freien Füßen stünde, . . . haha, ihr wißt schon, was ich sagen will! Fluch euch allen!"

Der Squatter schäumte völlig. Ein weiterer Wortaustausch war unmöglich. Don Valentin zog sich mit den Freunden zu einer kurzen Beratung zurück und verkündete dann dem Gefangenen die ihm zuerkannte Strafe.

„John Wilke," sprach er mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme, „Ihr seid, nachdem Ihr einstimmig für schuldig erkannt worden, dazu verurteilt, erst skalpiert, dann an den Marterpfahl gestellt und endlich, lebend noch, unter den Armen aufgehangen zu werden, als eine Speise der Geier und Raben! Es soll das die Sühne sein, für ein Leben voll der himmelschreiendsten Niederträchtigkeiten. Wir hoffen, daß Ihr die Stunde, die wir Euch noch zur reumütigen Erforschung Eures Gewissens lassen, gut ausnutzen werdet. John Wilke, der Stab ist über Euch gebrochen!"

Eine Totenstille herrschte für den Augenblick, die nur durch das Schluchzen einer weiblichen Stimme — Ellens —

und durch ein lautgesprochenes Gebet unterbrochen wurde. Nun trat eine Gestalt im schwarzen Talare vor — es war Pater Seraphim. Die Worte, die er an die Nächststehenden richtete, klangen ebenso milde als versöhnlich.

„Ich habe in Gottes und dieses Mädchens Namen für diesen armen Mann Fürbitte einzulegen," sagte er mit echter Priesterwürde. „Es ist kein Sünder so groß, daß er nicht auf unser Mitleid und unser Erbarmen Anspruch hätte. ‚Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Mein ist die Rache!' spricht der Herr . . ."

„Wir ehren Eure Frömmigkeit, edler Padre," fiel ihm hier der Fährtensucher in die Rede, „aber Ihr werdet einsehen, daß wir in diesem Falle vom Standpunkt des Gesetzes ausgehen müssen! Das Blut, welches geflossen ist, komme über den Schuldigen! Das Gesetz der Wiedervergeltung gebietet: ‚Aug' um Aug', Zahn um Zahn!', und wahrlich, es muß geübt werden, wenn der ehrliche Mann seines Lebens sicher sein soll. Kitasta-Jouté stirbt, wie bestimmt wurde, in einer Stunde — dagegen ist ihm der Trost Eures geistlichen Zuspruches gerne gewährt! Es ist das einzige, was wir für ihn thun können."

Auf diese entschiedene Erklärung, die keinerlei Einwendung zuließ, verfügten sich Indianer und Weiße nach ihren Lagerplätzen, um bis zur festgesetzten Stunde noch einer ganz kurzen Ruhe zu pflegen, während der Missionär bei dem Gefangenen, welcher gefesselt am Boden lag, zurückblieb, um ihn womöglich zu bewegen, in sich zu gehen, bevor er zum Tode geführt würde.

Aber es kam anders, als die Verbündeten es beschlossen hatten. Als man nämlich, nachdem die Frist abgelaufen war, den Squatter zum Marterpfahle führen wollte, fand — man ihn — tot! Ja, alles Leben war aus seinem Körper gewichen — doch war er nicht etwa an den Wunden, die er im Kampf erhalten hatte, gestorben, sondern an dem Gifte der Rapiokawurzel, von welcher noch ein kleiner Ueberrest aufgefunden wurde. Wie der Gefangene in den Besitz derselben gekommen war, blieb ein Rätsel, um so mehr, als die aufgestellten Wachen keinen Menschen in der Nähe bemerkt zu haben behaupteten. Hatten Pater Sera-

phim oder die sanfte Ellen, der Eingebung ihres weichen Herzens folgend, der irdischen Gerechtigkeit vorgegriffen?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Andreas Garotte hatte die letzten Vorfälle gelassen verfolgt, ohne durch das Ende seines verbrecherischen Genossen, das er durch seinen Verrat herbeigeführt, im mindesten gerührt zu werden. Seine Hauptsorge drehte sich nur um seine eigene Sicherheit. Jedoch sollte er sich in dieser Hinsicht schmählich getäuscht sehen!

„Wir haben Euch wohl das Leben zugesichert, aber nicht die Freiheit," bedeutete ihm der schlaue Don Valentin, als er um seine Freilassung bat. „Leute Euresgleichen müssen hübsch enge sitzen, wenn sie ihren Mitmenschen nicht schaden sollen. Wir werden Euch nach El Paso und in sicheren Gewahrsam bringen!"

Da nutzte kein Beschwören und Betteln — wie der Fährtensucher sagte, so geschah es. Andreas Garotte, recte Ben Steepleton, wurde nach El Paso gebracht, wo man ihn an das Gefängnis abgab. Die Welt hörte nichts mehr von ihm. — — —

Ein Jahr war verstrichen. Die Vorgänge draußen in der wilden Apacheria und in der Sierra de los Komanches endeten in einem glücklichen Familienleben. Don Pablo und Mercedes wurden ein Paar, und der Schauplatz ihres häuslichen Lebens war die reizende Hazienda de la Noria. Don Lukas Arroyal und Don Miguel Zarate freuten sich des Glückes ihrer Kinder, womit freilich nicht gesagt sein will, daß diese Freude ungetrübt blieb. Die Wunde, welche dem Haziendero geschlagen wurde, war noch zu frisch, — er konnte den Verlust der „blühenden Magnolie", seiner Tochter, und den Tod des Freundes Ibanez nicht so leicht verwinden. Wie oft warf die Vergangenheit ihre düsteren Schlagschatten in die Gegenwart herein, an die Opfer gemahnend, mit denen der häusliche Frieden erkauft wurde!

Die Schar des „Rächers" hörte mit dem Tode des Squatters auf zu bestehen. Die Leute verloren sich in der unermeßlichen Prärie, und man nahm wohl mit Recht an, daß sie auch in der Folge der Beschäftigung des Krieges und der Jagd lebten. Komanchen und Koras waren in

ihre Dörfer zurückgekehrt; letztere hinterbrachten die traurige Kunde von dem Tode ihres Häuptlings Mookapek, jene dagegen rüsteten zu einem neuen Kriegszug gegen ihre Erbfeinde, die Apachen.

Valentin Guillois und Curumilla, die treuen unzertrennlichen Freunde, hielten sich längere Zeit in der Umgegend von El Paso auf. Sie waren, wie sich von selbst versteht, bei den reichen Hazienderos immer gern gesehene Gäste, und selten kamen sie auf Besuch, ohne einen großen Schatz interessanter Neuigkeiten mitzubringen. Unter anderem berichteten sie, daß Pater Seraphim sich nach Europa eingeschifft und daß Haboutzelke gelegentlich seines letzten Kriegszuges den Häuptling Stapanat eigenhändig im Kampf getötet hatte. Die beiden Jäger ließen jedoch immer seltener von sich hören und verschwanden endlich ganz aus der Gegend von El Paso. Trotzdem Don Miguel Nachforschungen nach ihnen anstellte, konnte er doch nichts mehr über sie erfahren. Offenbar waren sie wieder in die Steppe hinausgezogen, um sich neuerdings einem Leben voller Gefahren und Abenteuern in die Arme zu werfen.

Wir werden ihnen auf ihren Kreuz- und Querfahrten wieder begegnen, freundlicher Leser!